Ausgewählte Schriften

von

Christoph Schmid.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erster Band.

Neue wohlfeile, auf Verlangen mehrerer achtungswerther Jugendfreunde veranstaltete, verbesserte Auflage.

Reutlingen, 1832.
Bei Fleischhauer und Spohn.

Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder.

Ein Lesebüchlein für Volksschulen.

Von dem Verfasser der biblischen Geschichte.

Vorerinnerung.

Es sind aus dem Alterthume einige kleine Erzählungen auf uns gekommen, die einen Schatz von Weisheit enthalten, sich durch sinnreiche Kürze empfehlen, und eben deßwegen ihren Werth Jahrhunderte hindurch behauptet haben. Sie sind unter allen gebildeten Völkern von den trefflichsten Schriftstellern, vorzüglich für Freunde der Dichtkunst, vielfältig bearbeitet und mit ähnlichen Erzählungen vermehrt worden.

Eine Auswahl solcher Geschichtchen, mit Ausschluß der eigentlichen Fabeln, einfach und schmucklos für Kinder erzählt, und wo es nöthig ist, unsern Begriffen anbequemt, dürfte als eine Sittenlehre in Beispielen ein sehr schätzbares Büchlein für Volksschulen sein.

Sei das Verdienst, sie auszuwählen, und ihnen diese Gestalt zu geben, immerhin sehr klein — der Nutzen, den sie den Kindern auf ihr ganzes Leben gewähren können, und den man hier einzig im Auge hat, dürfte sehr groß sein.

Um übrigens keine wichtigere Lehre zu übergehen, mußten auch einige neue Erzählungen mit eingestreut werden.

Erstes Bändchen.

1. Gott.

Ein frommer Knabe lebte in dem Hause eines Götzendieners und sagte öfter zu ihm: „Es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Er läßt die Sonne scheinen und regnen. Er sieht unser Thun und Lassen und hört unsre Gebete. Er, der lebendige Gott kann uns strafen und belohnen, erretten oder verderben. Diese Götzenbilder da sind nur aus Erde gemacht; sie sehen und hören nicht, und können uns weder Gutes noch Böses thun.“ Allein der Heide gab der Wahrheit kein Gehör.

Einmal gieng nun der Mann über Feld. Da nahm der Knabe einen Stecken und zerschlug die Götzenbilder; nur das größte ließ er ganz, und gab ihm den Stecken in die Hand. Als der Mann wieder heim kam, rief er zornig: „Wer hat das gethan?“ Der Knabe sagte: „Glaubst du denn nicht, dein großer Götze habe seine kleinern Brüder zerschlagen?“ „Nein, schrie der Mann, das glaube ich nicht; denn noch nie hat er eine Hand bewegt. Du hast es gethan, du böser Bube, und für diese deine Bosheit will ich dich jetzt mit dem Stecken zu todt schlagen.“

Allein der Knabe sagte freundlich: „O zürne nicht! trauest du deinem Götzen nicht einmal das zu, was ich mit meiner schwachen Kinderhand vollbringen konnte; wie sollte er der Gott sein, der Himmel und Erde erschaffen hat!“ Der Heide verstummte, dachte nach, zerschlug den

noch übrigen Götzen, fiel auf die Knie nieder, und betete das erste Mal den wahren Gott an.

Wie selig ist, wer Gott erkennt,
Und ihn mit Wahrheit Vater nennt!

2. Der gute Vater.

Ein guter Vater hielt sich wegen wichtiger Geschäfte in der Hauptstadt des Landes auf; die Mutter und die Kinder lebten indessen, weit von ihm entfernt, auf einem kleinen Landgute. Da schickte der Vater den Kindern einmal eine große Kiste voll schöner Sachen und einen Brief, in dem geschrieben stand: „Liebe Kinder! Seid fromm und gut; dann dürft ihr bald zu mir kommen. Freuet euch, in der Wohnung, die ich euch bereitete, habe ich noch viel schönere Geschenke für euch aufbewahrt.“

Die Kinder hatten eine große Freude und sagten: „Wie gut ist doch unser Vater, und wie viele Freuden macht er uns! Wir haben ihn recht von Herzen lieb, obwohl wir ihn nicht sehen, und ihn uns nicht mehr denken können. Wir wollen ihm gewiß auch Freude machen und alles thun, was in dem Briefe steht. O wie freuen wir uns, den guten Vater einmal zu sehen!“

Die Mutter sagte hierauf: „Liebe Kinder! Wie es euer Vater auf Erden mit euch macht, so macht es der himmlische Vater mit den Menschen.“

„Wir Menschen sehen und lieben Gott jetzt freilich noch nicht. Allein Er gibt uns allerlei schöne Geschenke — Sonne, Mond und Sterne, Blumen, Obst und Feldfrüchte — aus denen wir seine Liebe erkennen. Die heilige Schrift ist gleichsam ein Brief von Ihm, darin Er uns seinen Willen offenbaret, und uns den Himmel verspricht. O dort warten noch schönere Gaben und größere Freuden auf uns, als diese Welt uns geben kann!“

„Wir wollen also Gott wieder lieben, seinen Willen thun, und uns auf den Himmel freuen. Dort werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, und unsere Freude wird unbeschreiblich sein.“

Gott ist die lautre Lieb' und Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe.

3. Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Festtage sagte eine adeliche Frau auf dem Lande zu ihren zwei Söhnen: „Ach daß ich doch heute auch in dem Tempel erscheinen, und mit den Tausenden, die sich dort versammeln, Gott, den Allmächtigen anbeten könnte! Allein in die Stadt zu gehen ist für mich zu weit — und unsre Kutsche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unserer dürftigen Umstände verkaufen mußten!“

Die Söhne schoben sogleich die Kutsche vor, und erboten sich, die Mutter in den Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter stieg ein und die adelichen Jünglinge zogen anstatt der Pferde die Kutsche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, bestreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und frischen Blumen, und rief entzückt: „Heil der glücklichsten Mutter und den edelsten Söhnen!“

Die allerschönste Tugend übt,
Wer Gott und Eltern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel; die gute Mutter aber kniete weinend am Altare nieder und betete in ihrem Herzen: „Lieber Gott! segne meine zwei Söhne, und gieb ihnen das, was Du für das Allerbeste erkennest.“

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hause, und gingen Abends fröhlich schlafen. Als die Mutter sie Morgens wecken wollte, lagen sie beide da, schön und lieblich wie schlafende Engel — allein sie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der geliebten Söhne anfangs sehr erschrocken — allein bald faßte sie sich wieder und sagte: „Guter Gott! Du hast mein Gebet erhört!

Nun sehe ich es ein, ein sanfter seliger Tod ist das Beste, was sterbliche Menschen sich wünschen können. Meine Söhne sind nun bei Dir. Die Erde war zu arm, ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb hast Du sie zu Dir in den Himmel genommen.“

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das beßre Leben.

4. Die zwei Geschwister.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen in dem Hause etwas Gutes zu essen aufsuchen, und es uns recht wohl schmecken lassen!“

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so will ich mithalten.“

„Nun, sagte Jakob, so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahm verzehren.“

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet.“

„So komm mit mir in die Küche, sagte Jakob; in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig, in diesen wollen wir unser Brod eintunken.“

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin hereinsehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt.“

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen, sagte Jakob. Dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß Niemand sieht.“

Anna sprach: „O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und ins Dunkle sieht?“

Jakob erschrack und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgend Böses thun.“

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge

Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf, und unten stand geschrieben:

Gieb, Gott! daß ich dein heilig Auge scheu,
Und rein vor Dir von jeder Sünde sei.

5. Der Sonnenschein.

„Wenn doch nur immer die Sonne schiene!“ sagte Friederike an einem trüben Regentage. Ihr Wunsch ward erfüllt. Es ließ sich Monate lang kein Wölkchen sehen. Die lange Trockene richtete aber großen Schaden auf Aecker und Wiesen an, auch in Friederikens Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und ihr Flachs, auf den sie sich sehr gefreut hatte, wurde kaum Fingers lang.

„Siehst du nun, sagte die Mutter, daß der Regen so nöthig ist, als der Sonnenschein! Und so wäre es auch für uns Menschen nicht gut, wenn wir lauter heitere, fröhliche Tage hätten; es müssen auch trübe Tage, Leiden und Trübsale über uns kommen, damit wir gute Menschen werden.“

Nicht nur der Sonnenschein und Regen,
Auch Freud und Leid ist Gottes Segen.

6. Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst von dem Jahrmarkte nach Hause und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, der gute Mann wurde durch und durch naß. Er war daher sehr unzufrieden, daß Gott ihm ein gar so schlechtes Wetter zur Reise gab.

Jetzt kam der Kaufmann in einen dicken Wald, und sah mit Entsetzen einen Räuber am Wege stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte und — sie abdrückte. Allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn und entkam glücklich.

Als er nun in Sicherheit war, sprach er: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter nicht als eine Schickung Gottes geduldig annahm? Wäre das Wetter schön und trocken gewesen, so läge ich

jezt todt in meinem Blute und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben.«

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es anfangs anders scheint.

7. Der Regenbogen.

Nach einem fruchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus und rief voll Freude: »Solche wunderschöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin und alle Muschelschalen in meinem Farbekästlein damit füllen.«

Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu; allein zu seinem Erstaunen stand der arme Kleine nur im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe wahr. Ganz durchnäßt vom Regen gieng er traurig wieder heim, und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: »Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne einige Augenblicke so schön gefärbt. Diese schöne Farbenpracht aber ist nichts Wirkliches und hat keinen Bestand. Und so, liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns Etwas zu sein, ist aber nur eitler Schein. Darum:

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
Sonst kehrt in Schmerz sich das Vergnügen.«

8. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhalle. Einmal schrie er nun auf der Wiese: »Ho, hop!« Sogleich riefs im nahen Wäldchen auch: »Ho, hop!« Er rief hierauf verwundert: »Wer bist du?« Die Stimme rief auch: »Wer bist du?« Er schrie: »Du bist

ein dummer Junge!" — "Dummer Junge!" hallte es aus dem Wäldchen zurück.

Jetzt ward Georg ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemand finden.

Hierauf lief Georg heim und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Wäldchen versteckt, und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: "Dießmal hast du dich recht verrathen und dich selbst angeklagt! — Wisse, du hast nichts vernommen, als deine eigenen Worte. Denn wie du dein Gesicht schon öfter im Wasser gesehen hast, so hast du jetzt deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hinein gerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurückgekommen!"

"So geht es aber immer. Das Betragen Anderer ist meistens nur der Wiederhall des unsrigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie auch uns freundlich begegnen. Sind wir aber gegen sie rauh und grob — so dürfen wir auch von ihnen nichts Besseres erwarten."

Wie du hinein rufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

7. Die Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten von Hitze und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervorbrach.

Wilhelm trank sogleich von dem eiskalten Wasser — und sank fast ohnmächtig zur Erde. Er kam krank nach Hause und verfiel in ein gefährliches Fieber. "Ach, seufzte er auf seinem Krankenbette, wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthalte!"

Allein Wilhelms Vater sprach: "Die reine Quelle ist

an deiner Krankheit nicht Schuld, sondern deine Unvorsichtigkeit und Unmäßigkeit."

Auch die unschuldigsten der Freuden,
Verkehrt Begierlichkeit in Leiden.

10. Die Blume.

Die kleine Margrethe kam an einem schönen Frühlingsmorgen in das Wiesenthal nächst dem Dorfe, und pflückte sich Blumen zu einem Strauße.

Bei einer Dornhecke sah sie eine Menge der lieblichsten Veilchen. Sie hatte eine große Freude und fing an, sie begierig abzupflücken.

Da rief ihr ein Bauersmann zu: "Kind, bleib hinweg von jener Hecke! Es halten sich giftige Schlangen darin auf!"

Margrethe erschrack – und hielt einen Augenblick inne. Allein ihre Begierde nach den lieblichen Blumen war zu groß. "Das Veilchen dort, sagte sie, das so schön blau aus dem Grase hervorblinkt, muß ich doch noch haben!"

Als sie es nun eben abbrechen wollte, fuhr plötzlich eine Natter aus der Hecke hervor, ringelte sich um Margrethens Arm, und versetzte ihr einen tödtlichen Biß — und nach wenigen Stunden war das holde, blühende Mädchen eine Leiche!

O traue niemals der Begier,
Leicht bringet sie Verderben dir.

11. Die Aepfel.

Der kleine Gregor sah eines Morgens aus seinem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten rothen Aepfel im Grase umher liegen.

Gregor lief geschwind hinüber, kroch durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und füllte alle Taschen in Rock und Weste mit Aepfeln an.

Allein plötzlich kam der Nachbar mit einem Stecken in der Hand zur Gartenthüre herein. Gregor sprang, so schnell er konnte, der Zaunlücke zu, und wollte eilends wieder hinaus kriechen.

Aber — o weh! wegen seinen vollgestopften Taschen blieb der kleine Schelm in der engen Lücke stecken. Er mußte die gestohlenen Aepfel wieder zurück geben — und wurde für seinen Diebstahl noch derb gezüchtiget.

„Merke dirs! sagte der Nachbar:

„Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nie entkommen.“

12. Die Birne.

Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph als Edelknaben an den fürstlichen Hof. Sie gab ihm beim Abschiede mit weinenden Augen noch die schönsten mütterlichen Lehren. „Lieber Sohn! sagte sie unter andern, trage Gott stets im Herzen, und thue alles wie vor seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürsten, deinen Herrn, und eine brüderliche Liebe gegen deine Mitedelknaben. Besonders aber hüte dich vor deinem Hauptfehler — der Naschhaftigkeit.

Adolph mußte den Fürsten bei der Tafel bedienen. Eines Tages trug er eine silberne Schüssel voll Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihn eine große Lust an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen seiner Mutter fielen ihm wohl ein — allein er folgte nur seiner Begierde. Noch vor der Thüre des Speisesaales nahm er geschwind eine Birne, und schluckte sie begierig hinunter. Kaum hatte er aber die Schüssel auf die Tafel gestellt — so fiel der unglückliche Knabe todt zu Boden. Die Birne, die noch sehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

Die böse Lust mußt du bezwingen,
Sonst wird sie dir Verderben bringen.

13. Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir, rief Ignaz; denn ich habe sie zuerst gesehen.“ „Nein, sie gehört mir, schrie Bernhard, denn ich habe sie zuerst aufgehoben.“ Beide geriethen in einen heftigen Streit.

„Ich will den Streit ausmachen!“ sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufgehoben; den Kern aber behalte ich — fur den Urtheilspruch.

Das, setzte er lachend hinzu, ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse.

Wer Freude hat am Prozessiren,
Wird statt gewinnen stets verlieren.

14. Die Nußschale.

Das kleine Lieschen fand in dem Garten eine Nuß, die noch mit der grünen Schale überzogen war. Lieschen sah sie für eiuen Aepfel an, und wollte sie essen. Kaum hatte sie aber hinein gebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!“ und warf die Nuß weg.

Konrad, ihr Bruder, der klüger war, hob die Nuß sogleich auf, schälte sie mit den Zähnen ab, und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verborgen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird.“

Acht keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süßem Lohn erfreut.

15. Der grüne Zweig.

Fritz war ein leichtsinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren; ja er machte sich sogar darüber lustig.

Eines Tages ging er mit seiner Schwester Sophie in den Garten. Sophiens Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder! sagte das ordentliche Mädchen; du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig.“

Fritz lachte, kletterte auf einen großen Birnbaum und schrie: „Sophie, da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich gar auf einen grünen Ast gekommen!“ Krach — brach der Ast, und Fritz fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

15. Das kostbare Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, gingen der Stadt zu und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.“

Wallburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach' es auch so!“

„Ei! rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt!“

Wallburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld.“ Denn

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

16. Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Gärtlein eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren, sagte er; denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“ Er trug die Rübe in das Schloß, und der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes und schenkte ihm — drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorf, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jezt verehre ich dem gnä-

digen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Giebt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke — wie viel werde ich erst für ein so schönes Kalb bekommen!"

Er führte das Kalb an einem Strick in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der gnädige Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstellte. Er sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort, zu bitten und zu betteln, es doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: "Nun wohl; weil ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freigebig gegen mich seyd, so darf ich mich auch nicht schlecht finden lassen. Ich will euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist." Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauern — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Verstellte Güte — Spott und Hohn.

18. Der Kohlkopf.

Zwei Handwerkspursche, Joseph und Benedikt, gingen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbei.

"Sieh doch, sagte Joseph, was das für große Krautköpfe sind!" denn so nannte er die Kohlköpfe.

"Ei, sagte Benedikt, der gern prahlte, die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer als das Pfarrhaus dort."

Joseph, der ein Kupferschmied war, sprach hierauf: "Das will viel sagen. Indeß habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß, als die Kirche."

"Aber um des Himmels willen, rief jetzt Benedikt, wozu hatte man denn einen so großen Kessel nöthig?"

Joseph sagte: "Man wollte deinen großen Krautkopf darin sieden."

Benedikt sagte beschämt: "Nun sehe ich erst, wo das hinaus wollte! — Du hältst es sonst immer mit der Wahr-

heit, und hast jetzt nur so geredet, um meine prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen lassen Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
Wird oft mit gleicher Münz bezahlt."

19. Die Schwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu holen, die der Vater sehr gerne aß. "Mutter, rief das Mädchen, als sie zurück kam, diesesmal habe ich recht schöne bekommen! Da sieh nur, sagte sie, und öffnete das Körbchen, sie sind alle so schön roth wie Scharlach, und wie mit Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen grauen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest. Sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen."

"O du einfältiges, thörichtes Kind, rief die erschrockene Mutter; diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene grauen aber, die du verschmähtest, sind ungeachtet ihres schlechten Aussehens gerade die besten."

"Und so, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in dieser Welt. Es giebt bescheidene Tugenden, die wenig Aufsehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja die Sünde selbst sucht uns durch angenehmen Schein zu verführen. Allein

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
Ist süßes Gift — o trau ihr nicht."

20. Der Kürbis und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbisstaude, die an dem nächsten Gartenzaune emporwuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte: "Hm! hm! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude dort so große, prächtige Früchte trägt; der große, herrliche Eichbaum aber, nur so kleine, armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaf-

fen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen."

Kaum hatte er dieß gesagt, so fiel eine Eichel herab und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. "O weh! rief jetzt der erschrockene Mann; da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht."

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht,
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

21. Die Eiche und die Weide.

Eines Morgens nach einer furchtbar stürmischen Nacht ging Vater Richard mit seinem Sohne Anselm in das Feld hinaus, um zu sehen, was der Sturm für Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anselm rief: "Ei, sieh doch, Vater! die stärkste Eiche liegt dort auf dem Boden hingestreckt; die schwache Weide hier am Bache aber — was mich wundert — steht noch schlank und aufrecht da. Ich hätte gemeint, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden, als mit der Eiche."

"Kind, sagte der Vater, die stolze Eiche, die sich nicht biegen kann, mußte brechen; die Weide aber gab nach und beugte sich vor dem Sturmwinde, und so konnte er ihr nichts anhaben."

Mit Starrsinn bringt man es nicht weit;
Viel besser ist Nachgiebigkeit.

22. Der Eichbaum.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwei Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: "Als ich vor drei Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oßwald, den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurückgeben."

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: „Ich betheure es bei meiner Ehre! Mir ist von dem Ringe nicht das Geringste bekannt. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bei Sinnen sein?"

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?"

Edmund sagte: „Leider war niemand dabei; als ein alter Eichbaum im Felde, unter dem wir von einander Abschied nahmen."

Oßwald sagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring."

Der Richter sprach: „Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurück kömmt."

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster und sieh, ob er noch nicht kömmt."

Oßwald sagte: „O Herr! so bald kann er noch nicht zurück kommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt."

Jetzt rief der Richter: „O du gottloser, betrügerischer Mensch, der du beschwören wolltest, du wissest von dem Baume so wenig, als von dem Ringe! Du weißt um den Ring eben so gut, als um den Baum."

Oßwald mußte den Ring heraus geben, und wurde an dem Baume aufgehenkt.

Oft kommt schon hier Verborgenes ans Licht,
Doch Alles einst beim Weltgericht.

23. Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas stand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüschen und Haselstauden überwachsen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Aernte, lag Niklas einmal im Schatten einer Haselstaude. Ein Bauer mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn

fuhr an ihm vorbei. Niklas sah den vollen Wagen mit scheelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb stehen und sagte zu Niklas: „Wenn du von diesem wüsten Boden, der dein Eigenthum ist, täglich nur soviel umarbeiten wolltest, als du mit deinem faulen Körper bedeckest, so könntest du jährlich wohl mehr Korn schneiden, als du auf dem Wagen da siehst.“

Dem Niklas gefiel dieser Rath. Er reutete die Gesträuche und Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihn keinen Kreuzer kostete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bitt're Noth,
Dem Fleißigen fehlts nie an Brod.

24. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Sieh, Vater, sagte der unerfahrne Knabe, wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen; diese müssen wohl recht vornehm sein; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter.“

Der Vater pflückte ein Paar Aehren ab, und sprach: „Thörichtes Kind, da sieh einmal! diese Aehre hier, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer; diese aber, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner.“

Trägt Einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl — ein eitler Tropf.

25. Die Erbsen.

Ein Taschenspieler bat um die Erlaubniß, vor dem Fürsten ein noch nie gesehenes Kunststück zu machen. Der Fürst erlaubte es, und der Künstler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in das Zimmer, ließ sich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse allemal an der Nadelspitze stecken blieb.

Der Fürst sprach: „Lieber Mann! Ihr habt Euch in der That sehr große Mühe gegeben und sehr viele

Zeit darauf verwendet, es so weit zu bringen. Ich will Euch dafür belohnen.“ Der Fürst sagte nun einem Bedienten etwas in Geheim, und dieser ging hinaus und kam bald darauf mit einem schweren Sack wieder herein. Der Künstler freute sich sehr und glaubte, der Sack werde voll Gold sein.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts — als Erbsen. Und der Fürst sprach: „Da Euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen werden, so dürfte es Euch bald an den dazu nöthigen Erbsen fehlen. Deßhalb ließ ich Euch damit versehen.“

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

25. Die Linsen.

Es war einmal ein reicher Mann, der sehr sparsam lebte. Er aß nichts als Linsen, weil er sie für die nahrhafteste und wohlfeilste Speise hielt. Ja, um davon nicht mehr zu verzehren, als für Hungerssterben nöthig war, so zählte er die Linsen alle Tage in den Topf.

Allein mit dem Linsenzählen versäumte er, nach seinem Hauswesen zu sehen, und zog sich manchen großen Schaden zu. Indem er so da saß und zählte, und hie und da eine Linse ersparte, trug ihm der Knecht manchen Sack voll Korn davon.

Der reiche Mann starb sehr arm und sagte noch auf seinem Sterbebette:

„Im Kleinen sparen ist schon gut,
„Wenn man es auch im Großen thut.“

27. Der Lein.

Eine reiche Frau wollte auf ihrem Landgute recht schönen Flachs bauen. Da kam ein Leinhändler zu ihr und sagte: „Geben Sie mir einen Sack voll von ihrem inländischen Leinsamen, der wenig taugt; ich will Ihnen ausländischen dafür bringen, der nicht besser sein könnte.

Sie müssen mir aber alsdann einen Dukaten aufgeben.“ Die Frau war mit dem Handel zufrieden.

Der Leinhändler war aber ein ausgemachter Schelm. Er dachte: Die Frau will ich nun recht anführen. Ich bringe ihr den nämlichen Lein wieder. So habe ich den Dukaten umsonst. Fällt der Flachs schlecht aus, so schiebe ich die Schuld auf die schlechte Witterung oder auf den schlechten Boden. Er brachte ihr den Lein. Die Frau hatte eine große Freude und ließ den Sack sogleich ausleeren. Aber sieh — da funkelte auf einmal etwas in dem Leine. Es war ein goldener Ring — und die Frau rief verwundert: „Das ist ja mein Ring, den ich im letzten Herbst verloren habe. Als ich mit meinem Leine umging, muß ich ihn abgestreift haben.“

Zu dem Leinhändler sagte sie aber: „Ihr seyd ein Betrüger, und Euer Betrug ist nun am Tage. Ihr habt mir meinen eigenen Lein für fremden verkaufen wollen. Anstatt daß Ihr nun einen Dukaten bekommt, sollet Ihr einen Dukaten Strafe bezahlen müssen.“ Er mußte auch wirklich das Strafgeld vor Gericht erlegen, und kam überdies in einen so übeln Ruf, daß er seinen Leinhandel aufgeben mußte.

Ein Schurke fang es noch so listig an,
Die Falschheit schlägt zuletzt den eignen Mann.

28. Der Schatz im Acker.

1.

In einem weit — weit entfernten Lande traten einst zwei Bauern vor den Richter. Der eine sagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundstück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin; den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden, und habe an den Schatz kein Recht.

Der Andere sagte: „Ich kann das viele Gold und Silber eben so wenig mit gutem Gewissen annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben und es gehört mir also auch nicht. Ueberdies verkaufte ich dem Nachbar den

Boden mit allem, was darin war, und behielt mir nichts vor."

"Entscheide nun du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre."

Der Richter sprach zu ihnen: "Ich habe gehört, der Sohn des Einen und die Tochter des Andern wollen einander heirathen. Gebt den zwei Kindern den Schatz zum Heirathsgute."

Die ehrlichen Männer versprachen es zu thun, und gingen erfreut nach Hause.

Wie schön ist doch die Ehrlichkeit —
Die Gott und gute Menschen freut.

2.

Ein fremder Mann, der dabei stand, war höchst erstaunt, und sagte: "In meinem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen. Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem andern nur einen Heller zu geben, und deswegen den Schatz verheimlicht. Wäre ihm dieses nicht gelungen, so hätte der andere geklagt, und den Schatz für sich gefodert. Der Prozeß aber, der daraus entstanden wäre, hätte vielleicht mehr gekostet, als der ganze Schatz betrug."

Der Richter verwunderte sich und sprach: "Scheint in deinem Lande auch die Sonne?" "O ja!" sagte der Mann. "Regnet es dort auch?" fragte der Richter weiter. "Freilich!" sagte der Mann. "Das ist sonderbar, sprach der Richter: allein giebt es bei euch auch Kühe und Schafe?" "Sehr viele!" sagte der Fremde.

"Nun wohl, rief der Richter, so wird der liebe Gott wegen dieser unschuldigen Thiere in jenem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Denn ihr verdient es wahrhaftig nicht."

Im Land, wo Treu und Glauben fliehen,
Kann weder Glück noch Segen blühen.

29. Der Grenzstein.

Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem

schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbars stieß daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbars vergrößern, und rückte heimlich bei Nacht den Grenzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbars hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirschen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er, sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden und zerschmetterte sich an dem Grenzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber hinaus gefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnißweise:

Wie sorglos wälzt der freche Bösewicht
Den Stein herbei, der ihm den Nacken bricht.

30. Der Weinstock.

Ein Gärtner hatte an seinem Hause einen Weinstock gepflanzt, der die ganze Hauswand mit seinen Blättern bedeckte und sehr köstliche Trauben trug

Sein Nachbar beneidete ihn darum und schnitt einmal bei Nacht mehrere der schönsten Nebenzweige ab.

Als der Gärtner am Morgen den Weinstock erblickte, ward er sehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinstocke das Beschneiden sei.

„Ich möchte weinen, sprach der Gärtner, wie jetzt der Weinstock über seine Verstümmelung zu weinen scheint!“ Allein sieh da — der Weinstock trug in diesem Jahre so viele und so schöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre. Der Gärtner aber kam auf den glücklichen Gedanken, die Weinstöcke durch Beschneiden fruchtbarer zu machen.

Womit ein Feind zu schaden denkt,
Wird uns von Gott zum Heil gelenkt.

31. Der Weinberg.

Ein Vater sagte kurz vor seinem Tode zu seinem

drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück lassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran. In dem Weinberge liegt aber ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um — und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, so brachte er eine solche Menge Trauben hervor, daß sie darüber erstaunten.

Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und sie schrieben an die Thüre des Weinberges mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub ist der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.“

32. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Aesten und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögelein. Im Herbste aber waren alle Zweiglein reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschgen beladen. Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Die Vögel zogen daher aus dem Orte nach und nach ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vögelein mehr singen, und in den Gärten war es ganz still und traurig. Die schädlichen Baumraupen, die sonst von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Ueberflusse hatten, bekamen nicht einmal mehr ein Aepfelein zu sehen.

Zu unserm Wohle hat Gott die Natur geschaffen;
Weh dem, der sie zerstört — er wird sich selbst bestrafen.

33. Das Kanarienvögelein.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sagte: „Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht artig, fleißig und folgsam seyn wirst!“ — und Christine versprach es.

Eines Tages kam Christine aus der Schule heim. Da sagte die Mutter: „Ich gehe jetzt ein wenig aus. Hier auf dem Tische steht ein kleines, neues Schächtelein. Bei Leibe mach es nicht auf; rühre es auch nicht an! Wenn du mir folgst, werde ich dir, sobald ich zurück komme, eine große Freude machen.“

Kaum war die Mutter zur Thüre hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelein schon in der Hand. „Es ist so leicht, sagte sie, und in dem Deckel sind kleine Löchlein! Was mag doch wohl darin seyn?“ Sie dachte, die Mutter sieht es ja nicht, und machte das Schächtelein auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vögelein geschwind fangen, und es wieder einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte — trat die Mutter herein, und sagte: „Du vorwitziges, ungehorsames Mädchen! Das schöne Vögelein habe ich dir schenken wollen; doch wollte ich dich zuvor prüfen, ob du es verdienest. Jetzt aber werde ich es sogleich dem Vogelhändler wieder zurück geben.“

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
Seh'n es auch gleich die Eltern nicht.

34. Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beispiele der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?“ so schrie der Staar allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte ihm öfters ei-

nen Besuch. Als Karl wieder einmal kam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte sich damit fort schleichen.

Allein in dem Augenblicke kam der Jäger bei der Thüre herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und rief wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebstahl sey so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

35. Der Haushahn.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwei Mägde alle Morgen zur Arbeit, sobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig, und brachten ihn um, damit sie länger schlafen dürften. Allein die alte Hausmutter, die jetzt gar nicht mehr wußte, wie sie in der Zeit war, weckte die Mägde von nun an immer noch früher, ja oft schon um Mitternacht.

Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt Mancher sich in größre Leiden.

36. Die Henne.

Ein armes Weib hatte eine Henne, die alle Tage ein Ey legte. Das Weib wollte mit einem Ey nicht zufrieden seyn. Sie mästete die Henne, und hoffte nun täglich zwei bis drei Eyer in dem Neste zu finden. Allein die Henne wurde durch das übermäßige Futter zu fett — und hörte gar auf zu legen.

Laß dir an Wenigem genügen,
Statt mehr, wirst du sonst gar nichts kriegen.

37. Das große Vogelnest.

Ein grausamer Knabe suchte in allen Hecken die Vogelnester auf, und stach mit boshafter Freude den jungen Vögelein die Augen aus. Die Mutter warnte ihn öfter.

„Du gottloses Kind, sagte sie, denke an mich; wenn du dich nicht besserst, so wird Gott gewiß dich noch strafen.“ Allein der freche Bube lachte heimlich dazu, und machte es je länger je ärger.

Einmal an einem Sonntage ging er anstatt in die Kirche in den Wald, neue Grausamkeiten auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelnest. Er kletterte sogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neste, und warf ihn herab. Schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die Alten — die grimmige Raubvögel waren — herbei geflogen, und hackten mit ihren scharfen Schnäbeln ihm beide Augen aus.

Wer Gott und Eltern nicht zu achten sich erfrecht,
An dem wird sicherlich es schrecklich einst gerächt.

38. Die Bienen.

1.

Albert kam in den Garten des Nachbars und sah einen blühenden Rosenstrauch. Er pflückte eine Rose, und sagte: „Nun will ich mich einmal daran satt riechen!“ Als er aber sein kleines Näschen begierig in die halb geöffnete Rose hinein steckte, empfand er mit einem Mal einen entsetzlichen Schmerz. Ein Bienlein war in der Rose versteckt, und stach ihn — weil er es fast zerdrückt hatte — in die Nase.

Mit Unverstand genoßne Freuden,
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

2.

Albert, der sehr jähzornig war, ergriff nun ganze Hände voll Erde und Schollen, und warf wüthend nach den Bienenstöcken. Da wurden die Bienen so aufgebracht, daß sie in Menge über ihn herfielen, und ihm wohl hundert Stiche versetzten. Er wurde tödtlich krank, mußte unsägliche Schmerzen ausstehen — und kaum kam er noch mit dem Leben davon.

Erträgst du eine Unbild nicht mit Ruh,
So ziehst du — dir deren hundert zu.

39. Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte öfter: „Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen! Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde.“

Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange, und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh, rief der Eine, da hinein wird er sich versteckt haben!“ „Nein, sagte der Andere, da drinnen kann er nicht seyn; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank ich Dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist alles, was du gemacht hast!“

Ein Thierchen sey auch noch so klein,
Es kann dem Menschen nützlich seyn.

40. Der große Fisch.

Ein Fischer fuhr Morgens in seinem Schifflein auf den See, und fischte den ganzen Tag. Allein so oft er auch das Netz auswarf, so fing er doch nicht ein einziges Fischlein.

Traurig und betrübt fuhr er Abends wieder dem Lande zu. Vielleicht, dachte er, ist meine Arbeit deßhalb vergeblich gewesen, weil ich nicht zuvor Gott um seinen Segen gebeten habe; ich will es aber künftig thun.

Da fuhr auf einmal ein großer Fisch, der von einem andern verfolgt wurde, aus dem Wasser empor, fiel in das Schifflein und zappelte zu den Füßen des erfreuten Fischers.

Jetzt, sagte der Mann, sehe ich es klar:

Was Menschenfleiß allein nicht zwingt,
Mit Gottes Segen leicht gelingt."

41. Das Hündchen.

Fräulein Karoline ging eines Tages am Bache spazieren. Da traf sie einige böse Buben an, die ein kleines Hündlein ertränken wollten. Sie hatte Mitleid mit dem armen Thierchen, kaufte es den Knaben ab, und nahm es mit sich in das Schloß.

Das Hündlein gewöhnte sich bald an sie und lief ihr überall nach. Einst kam das Fräulein zu Nacht in ihr Schlafzimmer, um sich schlafen zu legen. Da bellte das Hündlein sehr eifrig unter die Bettstatt hinunter. Karoline zündete mit dem Lichte hinunter, und sieh da — ein fürchterlicher Mensch, der ein Straßenräuber war, hatte sich unter die Bettstatt versteckt.

Sie schrie um Hülfe. Alle Leute im Schlosse liefen zusammen Die Bedienten ergriffen den Räuber, und überlieferten ihn dem Gericht. In dem Verhöre bekannte er, er habe das Fräulein ermorden und das Schloß plündern wollen.

Karoline dankte Gott für ihre glückliche Errettung und sagte: "Wer hätte das gedacht, daß dieses arme Thierchen, das ich vom Tode errettete, auch mir das Leben retten würde?"

Wer selbst den Thieren gut begegnet,
Wird auch dafür von Gott gesegnet.

42. Die Schaafe.

1.

Ein junger Schäfer hütete in dem Gebirge seine Schaafe. Eines Tages saß er auf einem Felsenstücke in dem Schatten einer Tanne. Er schlief ein, und wankte und nickte im Schlafe beständig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schaafbock, der nicht weit von ihm grasete, meinte, der Schäfer fordere ihn zum Zweikampfe heraus und wolle mit ihm stoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, ging, um einen rechten Anlauf zu nehmen, einige Schritte rückwärts, rannte dann auf den Schäfer zu, und versetzte ihm mit seinen Hörnern einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer, der sich aus seinem süßen Schlummer so unsanft aufgeweckt sah, gerieth in einen wüthenden Zorn. Er sprang auf, packte den Bock mit beiden Fäusten, und schleuderte ihn in den nahen Abgrund. Als die Schaafe dieses sahen, sprangen sie alle — wohl ihrer hunderte — dem Bocke nach, und wurden an den Felsen elend zerschmettert. Der Schäfer aber raufte sich vor Jammer die Haare aus, und rief:

Weh dem, der seinen Zorn nicht meistern kann,
Er richtet hundertfältig's Unglück an.

2.

Die Geschichte von der unglücklichen Schaafheerde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter Schäfer, der sehr verständig und rechtschaffen war, machte von der Geschichte noch eine sehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch. Dort geht es nicht immer zum Besten zu. Ich habe euch gut und unschuldig erzogen; allein dort könnet ihr leicht verdorben werden.“ Die Kinder sagten: „Ei, Andere gehen ja auch dahin!“

Der Vater sprach hierauf: „Es gingen schon Viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Un-

schuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht wie die Schaafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennet sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil andere es auch so machen, ist um nichts klüger — sondern ein wahrer Schaafskopf.“

Stürzt ein Mensch in Sünd' und Schmach —
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

43. Das gestohlene Pferd.

Einem Bauersmann wurde zu Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen.

Aber sieh — unter den feilen Pferden auf dem Markt erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bei dem Zügel und schrie laut: „Der Gaul ist mein, vor drei Tagen wurde er mir gestohlen.“

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seyd unrecht daran, lieber Freund! Ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht euer Roß, es sieht ihm nur gleich.“

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit beiden Händen die Augen zu, und rief: „Nun, wenn ihr den Gaul schon so lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?

Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrack. Weil er indeß doch etwas sagen mußte, so sagte er auf Gerathewohl: „An dem linken Auge.“

„Ihr habt es nicht getroffen, sagte der Bauer; auf dem linken Auge ist das Thier nicht blind.“

„Ach, rief jetzt der Mann, ich habe mich nur versprochen! Auf dem rechten Auge ist es blind.“

Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes wieder auf und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her, der Gaul ist gar

nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen."

Die Leute, die umher standen, lachten, klatschten in die Hände und riefen: "Ertappt, ertappt!" Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurück geben und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

So schlau und fein ein Dieb auch ist,
Er stoßt einmal auf größ're List.

44. Der große Ochs.

Ein Vater redete mit seinen Kindern davon, wie weit man es in Allem durch Uebung und Angewöhnung bringen könne.

"Ich will euch davon einmal ein Beispiel erzählen, sagte er: Es soll einmal ein Mann gewesen seyn, der mit einem großen Ochsen umher reiste, den Ochsen vor einer Menge Leute auf die Schultern nahm, ihn auf der Straße eine gute Weile auf und abtrug, und mit diesem Kunststücke viel Geld verdiente."

Man fragte den Mann, wie er doch zu dieser seltenen Stärke gekommen sey? Er antwortete: "Als dieser Ochs noch ein Kalb war, trug ich das Kalb täglich ein Paar Stunden in meinem Hofe auf und ab. Das Kalb wurde nun wohl alle Tage schwerer; allein meine Kräfte wurden auch alle Tage größer. So wurde ich am Ende so stark, daß mich die Last eines Ochsen nicht zu Boden drücken kann."

Die Erzählung, fuhr der Vater fort, mag nun wahr oder erdichtet seyn, so stellt sie uns dennoch den Sinn jenes alten Spruches recht klar vor Augen:

Die Uebung mehret Kraft und Stärke,
Und macht geschickt zu jedem Werke.

45. Der Esel.

Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmarkt gehen, und belud seinen Esel mit Gemüsen so voll, daß man von dem armen Thiere beinahe nichts mehr sah, als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüsch. Der Gärtner schnitt von den Weiden einige Büschelein zu Bindruthen ab. „Eine so kleine Bürde kann mein Esel schon noch tragen!“ sagte der Gärtner, und lud sie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haselgesträuch. Der Gärtner suchte sich ein Paar Dutzend schlanke Stecken zu Blumenstäben aus. „Sie sind so leicht, daß sie der Esel kaum spürt!“ sagte er, und lud sie ihm auch auf.

Als nun die Sonne höher gestiegen war, und bereits sehr heiß schien, zog der Gärtner seinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Last. „Es ist nicht mehr weit zur Stadt, sagte er; an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht mehr erliegen.“

Allein kaum hatte er dieses gesagt, so stolperte der Esel über einen Stein, fiel zu Boden, und stand, von der zu schweren Last erdrückt, nicht mehr auf.

Der erschrockene Gärtner sagte laut jammernd: „Jetzt seh' ich es endlich zu meinem großen Schaden ein, man solle Menschen und Thieren nicht zu viel aufbürden.“

Die kleinste Bürde bringt Dem Schaden,
Der schon mit großer Last beladen.

46. Der Maulesel.

Zwei Diebe hatten einen Maulesel gestohlen, und ihn in ein Gebüsch getrieben. Hier redeten sie mit einander, wie theuer sie ihn verkaufen wollten, und wie viel jeder von dem Gelde bekommen sollte. Sie geriethen aber in Streit, und fingen an mit einander zu raufen und zu schlagen.

Während der Streit am hitzigsten war, schlich ein dritter Dieb herbei, und ritt mit dem Esel heimlich davon. Sie merkten es erst, als der Esel schon zu weit entfernt war, um ihn einzuholen, und sahen mit blutigen Köpfen ihm traurig nach. Der Eine sagte: „Da

trifft's wohl recht zu: Wie gewonnen, so zerronnen." Der Andere sprach:

"Der Vortheil, um den Zwei sich stritten,
Erfreuet meistentheils den Dritten."

47. Der Affe.

Ein Affe kam durch das offene Fenster in die Stube eines reichen Geizhalses, der seinen armen Mitmenschen niemals einen Heller Almosen gab.

Der hartherzige Mann war eben nicht daheim, und der Affe gerieth über die volle Geldkiste, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenster hinaus.

Die Leute, die dieß sahen, liefen schaarenweis auf der Gasse zusammen, und rauften und schlugen sich um das Geld.

Da die Kiste bereits leer war, kam der Geizige die Gasse herauf und sah mit Entsetzen, was vor seinem Hause vorgieng Er drohte dem Affen schon von Weitem mit geballter Faust, und schalt ihn ein dummes Thier.

Ein Nachbar aber sagte zu dem zornigen Filze: „Es ist freilich dumm, das Geld zum Fenster hinaus zu werfen, wie dieser Affe; allein es bloß in die Kiste einzusperren, wie ihr, ist doch noch dümmer."

Ich lobe den, der Geld und Gut besitzt,
Wenn er's für sich und Andre wohl benützt.

48. Der Bär.

In einem dicken Walde hielt sich ein ungeheuer grosser Bär auf. Hubert und Eustach, zwei reisende Jägerpursche, hörten davon und sagten: "Den wollen wir bald haben."

Sie giengen nun alle Tage fleißig in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abende kamen sie dann, wiewohl sie kein Geld hatten, in das Wirthshaus und tranken vom besten Weine. "Der Bär, sagten sie zum Wirthe, wird die Zeche mit seiner Haut schon bezahlen."

Eines Tages, als sie wieder den Wald durchstri-

chen, kam endlich der Bär fürchterlich brummend auf sie zu.

Hubert schoß vor Schrecken fehl, und kletterte eilends auf einen Baum. Eustach, dem sein Gewehr gar nicht losgieng, legte sich auf den Boden, und stellte sich todt. Der Bär beroch ihn an Mund, Nase und Ohren, und trappte — da die Bären nichts Todtes anrühren — wieder weiter.

Hubert stieg nun wieder von dem Baume herab, und sagte im Scherze zu Eustach:

„Du, was hat dir der Bär denn in das Ohr gesagt?

Eustach antwortete: „Er hat gesagt: Wir sollen künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben.“

Verprasse nicht, was du erst willst erwerben;
Denn sonst geräthst du sicher ins Verderben.

49. Der Wolf.

Hans, der lügenhafte Knabe, hütete nicht weit von einem großen Walde die Schaafe. Eines Tages schrie er, um sich einen boshaften Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!“

Die Bauern kamen sogleich mit Axten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf, der Wolf!“ Die Bauern kamen wieder heraus — aber nicht mehr so zahlreich, als gestern, und auch diese schüttelten die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „O Hülfe, Hülfe! Der Wolf, der Wolf!“ Allein es kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe.

Die ganze Schaafheerde sprang eilends dem Dorfe zu. Den armen Hans aber, der nicht so schnell laufen

konnte, wie die Schaafe, erwischte der Wolf, zerriß ihn und fraß ihn auf.

Wer eine Lüge sich erlaubt,
Dem wird die Wahrheit nicht geglaubt.

50. Der Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum, und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme?

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein, und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen — und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden.“

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!“ Der Sklave wurde frei gesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze wie ein zahmes Hündchen, und blieb, ohne Jemanden ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen;
Laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

51. Das Gold.

Zwei Brüder, Gustav und Ludwig, reiseten über das Meer, in einem fernen Welttheile ihr Glück zu versuchen.

Gustav erhielt auf seine Bitte ein Stück ungebautes Land, richtete es mit großem Fleiße zu einem Acker zu, und hatte bald Brod im Ueberflusse.

Ludwig machte sich auf den Weg in das Gebirge, um Goldkörner zu sammeln, mußte sich dort kümmerlich mit Wurzeln und Baumrinden ernähren, kam aber endlich doch mit einem Sack voll Gold zu seinem Bruder zurück.

„Sieh, Bruder, rief er, wie glücklich ich war; all dieß Gold ist mein! Gieb mir aber jetzt nur gleich zu essen. Denn ich bin ganz matt und kraftlos vor Hunger.“

„Gut, sagte Gustav, ich will dir zu essen geben; du mußt mir aber alles Brod mit Gold aufwägen.“ Das verdroß den Ludwig sehr; er mußte es sich aber gefallen lassen, weil er zu schwach und abgezehrt war, weiter zu reisen.

Als Gustav nach wenigen Tagen alles Gold seines Bruders hatte, sprach er: „Da hast du dein Gold wieder, liebster Bruder! ich bin nicht so grausam, dir das Deinige zu nehmen; ich wollte dir nur zeigen, daß der Reichthum nicht glücklich mache, und Fleiß besser sey als Gold.“

Genügsam sich mit Arbeit nähren,
Läßt Gold und Reichthum leicht entbehren.

52. Die Perlen.

1.

Ein Wanderer hatte sich in einer von jenen heißen Sandwüsten verirrt, darin man Wochen lang herum reisen kann, ohne eine menschliche Wohnung zu finden. Fast verschmachtet vor Hunger und Durst erreichte er endlich einen schattichten Palmbaum und eine frische Quelle. Bei der Quelle lag ein kleines Säckchen. „Gott Lob! sagte der Mann, indem er das Säcklein anfühlte, das sind vielleicht Erbsen, die mich vom Hungertode erretten können.“ Er machte das Säcklein begierig auf, und rief erschrocken: „Ach Gott, es sind nur Perlen!“

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

2.

Der arme Mann wäre nun neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungert. Allein er betete inbrünstig zu Gott — und plötzlich kam ein Mohr in großer Eile auf einem Kameele daher geritten, erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel. „Sieh, sagte der Mohr, wie wunderbar Gott alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück. Gott ließ es zu — damit ich wieder hieher käme und dir das Leben rette."

Durch kleine Dinge rettet Gott
Die Menschen oft aus großer Noth.

53. Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab. Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwei der schönsten Steine fehlten. Er hatte sogleich den Lehrjungen im Verdachte, und suchte in der Schlafkammer desselben nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient hätte, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Aelster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf das Arbeitsbrett geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er

dem armen unschuldigen Knaben Unrecht gethan habe, nahm ihn wieder an, gab ihm seine Ehre zurück, und beschenkte ihn zur Vergütung der Schmerzen sehr reichlich.

Den Argwohn fliehe wie das Gift,
Weil er gar oft die Unschuld trifft.

54. Die Kieselsteinchen.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte sich durch Branntweintrinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt sprach zu ihm: „Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgiebst, so mußt du sterben, denn er ist Gift für die Jugend.“

Der Kranke sagte: „Das kann ich nicht; ich bin ihn schon zu gewöhnt. Dieses Fläschlein hier muß ich täglich austrinken.“

Der Arzt sagte: „Je nun, so muß ich auf etwas Anders denken!“ Am andern Tag brachte er ein buntes Schächtelchen voll reinlicher Kieselsteinchen und sprach: „Wirf alle Tag eines von diesen Steinchen in dein Branntwein-Fläschlein — laß es aber allemal darin, so wird der Branntwein dir unschädlich seyn.“

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unschädlich zu machen, und that täglich eines in die Flasche. So trank er täglich, ohne es selbst zu merken, einige Tropfen weniger — und als die Flasche am Ende voll Steinchen war, hatte er sich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, sich zu bessern, täglich etwas thut,
Der wird bald gänzlich fehlerfrei und gut.

55. Der Stein.

Ein reicher Mann warf einen armen Tagwerker, mit dem er Streit angefangen hatte, mit einem Steine. Der Arme hob den Stein auf, schob ihn ein und dachte: „Es wird schon eine Zeit kommen, da ich den feindseligen Mann wieder werfen kann.“

Der Reiche ward durch Uebermuth, Müssiggang und

Verschwendung zum Bettler, und ging einmal in Lumpen gekleidet an der Hütte des Armen vorbei.

Da langte der Tagwerker den Stein hervor, um den unglücklichen Menschen zu werfen. Allein plötzlich hielt er inne und sagte: „Jetzt sehe ich's, daß man sich gar nie rächen soll. Denn ist unser Feind reich und mächtig, so ist es nicht klug. Ist er aber unglücklich, so wäre es grausam. Sey er aber, was er will, so ist es allemal bös und unchristlich.“

Statt dich zu rächen, hab' Geduld:
So ruht auf dir des Höchsten Huld.

56. Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte eine arme Wittwe um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrössern. Als er am andern Tage auf dem Acker umher ging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hinein geht.“ Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren!“

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde und sprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte! Seyd so gut, und lüpft mir den Sack auf die Schulter!“

Der Reiche, der das Arbeiten nicht gewöhnt war, wollte lange nicht daran. Allein die Wittwe ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er seufzend: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!“

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen können — euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrack über diese Rede, und gab ihr den Acker wieder zurück. „Ich sehe es nun wohl ein, sagte er:

Unrechtes Gut ist eine Bürde,
Die ewig mich beschweren würde.“

57. Der Bauernhof.

Der alte Wilibald war sehr streitsüchtig und führte beständig Prozesse. Einst sah er, daß man in dem Hause des Nachbars die Mauer ausbreche, um ein neues Fenster hinein zu sezen. Da wollte Wilibald das nicht leiden, und drohte dem Nachbar, ihn zu verklagen.

Die übrigen Nachbarn gingen zu Wilibald und sagten: „Fang doch in deinen alten Tagen keinen Prozeß mehr an; du kannst bei dem dummen Handel unmöglich etwas gewinnen.“ Allein Wilibald wurde zornig, schlug mit der Faust auf den Tisch, und schrie fürchterlich: „Ich gebe euch mein Wort, ich gewinne und bringe es so weit, daß der Nachbar nicht mehr in meinen Hof herein sieht.“

Wilibald fing den Prozeß an, verlor ihn und mußte alle Kosten bezahlen. Weil er aber durch sein ewiges Prozessiren in Schulden gerathen war, und nicht bezahlen konnte, so verkaufte man ihm den Hof.

Michel, ein reicher Bauernsohn, kaufte den Hof. Da spotteten einige Nachbarn über Wilibald und sagten: „Du hast den Prozeß gewonnen und erlangt, was du wolltest. Der Nachbar sieht nun nicht mehr in deinen Hof herein, sondern in den des Michels.“

Gewinnen ist beim Prozessiren,
Gar oft nicht besser als Verlieren.

58. Die sonderbare Mauer.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während des letzten Krieges in großen Aengsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend. Der nächtliche Himmel war, bald da bald dort, von Feuersbrünsten roth wie Blut. Man hörte furchtbar schießen. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jezt, zur rauhesten Jahrszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf, und bete-

ten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebete zur Zeit des Krieges“ kamen die Worte vor: „Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnuug abzuhalten.“ Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sey gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber sich Morgens vor die Thüre wagten — sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.“

59. Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „Da steht ein Korb voll Brod. Ein jedes von euch nehme eines davon — und so dürft ihr nun alle Tage kommen, bis Gott bessere Zeiten schickt.“

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne einmal zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und ging dann stille und sittsam heim.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Bro-

de. Als Franziska aber heim kam, und die kranke Mutter das Brod anschnitt — da fielen eine Menge neue Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrack und sagte: „Gieb das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in das Brod hinein gekommen.“ Franziska trug es hin.

Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld mit Wohlbedacht in das kleinste Brod hineinbacken lassen — dich, du gutes Kind, zu belohnen! Bleibe immer so friedfertig und genügsam. Wer lieber mit dem kleinern Brode vorlieb nimmt, als um das größere zankt — bringt allemal einen Segen damit nach Hause, und sollte auch kein einziges Mal Geld in das Brod hinein gebacken seyn.“

Genügsamkeit des Friedens wegen,
Bringt einem Hause Gottes Segen.

60. Das Stück Fleisch.

Zwei Bauernknechte, Klaus und Görg, führten ein Paar Wagen voll Holz in das Schloß ihres Gutsherrn, und kamen in die Schloßküche. Kaum ging der Koch zur Thüre hinaus, um ihnen einen Krug Bier zu holen, so stahl der listige Klaus geschwind ein Stück Fleisch aus dem Kessel, schob es dem Görg in die Tasche, und sagte: „Wenn nun der Koch wieder herein kommt, und nach dem Fleische fragt; so schwöre ich darauf, daß ich es nicht eingeschoben, und du kannst darauf schwören, daß du es nicht gestohlen. So kommen wir leicht durch.“

Der Koch kam über eine Weile, guckte in den Kessel, blickte die beiden Knechte scharf an und fragte: „Wohin ist das Fleisch gekommen?“ Beide verantworteten sich, wie sie es verabredet hatten.

Allein der Koch sprach: „Du, Klaus, hast das Fleisch aus dem Kessel genommen; das sieht man an deinem rußigen Aermel. Und du, Görg, hast es eingeschoben, denn das Fett tröpfelt ja unten bei deinem Rocke heraus. Schämt euch und fürchtet euch der Sünde. Denn wenn ich eure Schalkheit nicht gemerkt hätte, so

wüßte sie doch Gott, der in Aller Herzen blickt und nichts Böses ungestraft läßt.“

Sie mußten das Fleisch heraus geben, und wurden für den Diebstahl noch geziemend gestraft.

Was hälf's, die Menschen zu belügen,
Man kann doch niemals Gott betrügen.

61. Die Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bei Tische, auf dem eine große Schüssel voll Habermuß stand. Alle ließen sich's recht gut schmecken, und sahen so frisch und roth aus, wie die Rosen.

„Aber wie ist es doch möglich, sagte der Prinz zur Mutter, daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarem Appetit verzehren, und dabei so gesund und blühend aussehen kann?“

Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreierlei Gewürzen, die ich daran thue. Ich lasse die Kinder ihr Mittagessen erst durch Arbeit verdienen; außer der Tischzeit gebe ich ihnen nichts, damit sie Hunger mit zu Tische bringen; auch gewöhnte ich sie zur Genügsamkeit mit dem, was sie haben, indem ich sie gar nie mit Leckerbissen und Naschereien bekannt machte.

Die köstlichsten Gewürze weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

62. Das seltene Gericht.

Ein Kaufmann hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut am Meere eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen, die man Lampreten nennt, zu bewirthen. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam eine große verdeckte Schüssel, in der man die Lampreten vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke darinnen.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde! die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreimal theurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagwerker krank liege, und mit seinen Kindern Hunger leiden müsse. Von dem, was dieses einzige Gericht kosten würde, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen Sie, meine Herren, nun die Seefische, so werde ich sie unverzüglich kommen lassen und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen Sie aber das Gold dem armen Manne überlassen — so werde ich Sie mit schmackhaften, wiewohl minder theuren Flußfischen bewirthen.“

Alle Gäste gaben ihm Beifall: jeder legte noch ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus seiner Noth geholfen.

Verschwende nicht dein Geld für Leckerbissen,
Wo And're bittern Hunger leiden müssen.

63. Das zerbrochene Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem kleinen Sohne Thomas über Feld. „Sieh, sprach der Vater einmal unterwegs, da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb' es auf und steck es ein.“ „Ei, sagte Thomas, das ist ja nicht einmal der Mühe werth, daß man sich darum bückt!“ Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für drei Pfennige, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beinahe vor Durst, und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Thomas hob sie begierig auf, als wäre sie Gold und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Tho-

mas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas alle Kirschen aufheben.

Als nun die Kirschen zu Ende waren und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lachend um und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müssen."

Die nicht auf kleine Dinge achten,
Sich oft um klein're Mühe machten.

64. Der Hufnagel.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, ehe er aufsaß, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: „Auf einen Nagel kommts nicht an!" und ritt fort.

Nach einiger Zeit verlor das Pferd das Hufeisen. „Wenn eine Schmiede in der Nähe wäre," sprach er, ließ ich das Pferd beschlagen; indeß werden es drei Eisen auch thun."

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigten Boden den Huf und fing an zu hinken. Zwei Räuber sprangen aus dem Walde hervor, den Reiter zu berauben. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen — und sie nahmen ihm das Pferd sammt Zaum, Sattel und Felleisen.

Als er nun zu Fuße nach Hause kam, sagte er: „Das hätte ich nicht gedacht, daß ich wegen eines Hufnagels das Pferd verlieren würde. Es ist doch wahr, was das Sprüchwort sagt, und es gilt sowohl vom Zeitlichen als vom Ewigen:

Versäumniß in den kleinsten Dingen,
Kann dich in großen Schaden bringen."

65. Der goldene Angel.

Ein Prinz bekam Lust zu angeln. Man verfertigte ihm eine zierliche Angelruthe, woran an einer seidenen Schnur ein goldener Angelhaken hing.

Der Prinz ging an den See, warf den Angel aus

— und zog sogleich ein Fischlein aus dem Wasser. Er warf den Angel wieder aus — ein großer Hecht biß an, zerriß aber die Schnur, und schwamm mit dem Angel davon.

Da sprach der Prinz: „So habe ich denn für meinen goldenen Angel nichts, als ein elendes, kleines Fischlein! Bringt mir einen eisernen Angelhaken; denn es ist übel gethan, viel daran zu wagen, wo nur wenig zu gewinnen ist.“

Von dieser Zeit an ward es zum Sprüchworte, das von allen theuren Spielen, besonders aber von der Lotterie gilt:

Der Spieler fischt mit goldnem Angel,
Und tauscht für Gold Verdruß und Mangel.

66. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte erschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue, die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eigenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre.

Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Pallast, kam an die eiserne Thüre, und befahl, sie zu öffnen. Als der König nun hinein trat — war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schaafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schaafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe!“

Der König ward über die Verläumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhig's Herz, nicht Gold und Pracht —
Ist's, was uns Menschen glücklich macht.

67. Der Quersack.

Melcher ging mit einem wohlgefüllten Quersack auf der Schulter über Feld, und Casimir gesellte sich zu ihm. Melcher redete unterwegs beständig von den Fehlern anderer Menschen; von seinen eigenen Fehlern aber schwieg er mäuschenstill.

Da sagte endlich Casimir: „Du hast, wie es scheint, alle fremde Fehler in den vordern Theil deines Zwerchsackes gethan, um sie immer vor Augen zu haben, und sie tadeln zu können. Deine eigenen Fehler aber hast du auf deinen Rücken geworfen, damit sie dir aus den Augen kommen. Kehre einmal den Sack um, das wird dir viel nützlicher seyn.“

Wer eigne Fehler bessert, ist ein weiser Mann,
Ein Thor nimmt sich nur fremder Fehler an.

68. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu Nutzen, und trachteten die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbtheil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte:

„Dem, der diesen Bündel Stäbe abbricht, zahle ich hundert große Thaler baar.“ Einer nach dem andern strengte lange alle seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!“

„Und doch, sagte der Vater, ist nichts leichter!“ Er löste den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach

dem andern mit geringer Mühe. „Ei, riefen die Söhne, so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen und Niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.“

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt,
Nur Einigkeit erhält die Welt.

69. Der Spiegel.

Zwei Geschwister, Anton und Pauline, sahen den Spiegel ihrer Mutter am Fenster stehen, und schauten hinein. Anton war sehr schön und lächelte sein Bild mit Wohlgefallen an. Pauline war etwas von den Kinderblattern entstellt, und weinte, als sie ihr Angesicht im Spiegel erblickte.

Die Mutter, die dazu kam, sprach: „Du, Anton, bilde dir nichts ein auf vergängliche Schönheit, und nimm dich in Acht, sie durch böse Leidenschaften nicht vor der Zeit zu zerstören. Du, Pauline, tröste dich damit, daß es etwas Besseres gibt, als Schönheit des Leibes, und ersetze den Mangel derselben durch Schönheit der Seele.“

Die Schönheit der Gestalt vergeht,
Der Seele Schönheit nur besteht.

70. Das Portrait.

Vor vielen hundert Jahren starb in einer großen Stadt ein Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der sich auf Reisen befand; allein niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angesicht.

Nach einiger Zeit kamen drei Jünglinge in der Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe sey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes

Bildniß des Vaters bringen, und sprach: „Wer von euch dreien das Zeichen, das ich hier auf der Brust des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, dessen soll die Erbschaft seyn.

Der Erste schoß und traf sehr nahe; der Zweite noch näher; der Dritte aber fing, indem er zielte, an zu zittern, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde und rief: „Nein, ich kann nicht schießen; ich will lieber die ganze Erbschaft verlieren!“

Nun sprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du bist der wahre Sohn und der rechte Erbe; die andern zwei, die so gut geschossen, sind es nicht. Denn ein ächter Sohn kann das Herz seines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeile durchbohren!“

Ein Kind muß seine Eltern lieben,
Und sie um Alles nicht betrüben.

17. Das schönste Kleid.

Ein Kaufmann, der mit Seidenwaaren handelte, kam in ein Schloß. Fräulein Isabella erhielt von ihrer Mutter die Erlaubniß, sich Taffet zu einem Kleide auszusuchen, konnte aber in der Wahl nicht mit sich einig werden, und sagte endlich: „Liebe Mutter, entscheiden Sie, welche Farbe mir am besten stehe — grün oder gelb oder blau?“ Die Mutter antwortete lächelnd: Ich denke — weiß, die Farbe der Unschuld, und roth, die Farbe der Schamhaftigkeit.

Unschuld und Schamhaftigkeit,
Sind der Jungfrau schönstes Kleid.

72. Die goldene Dose.

Ein Oberster zeigte den Offizieren, die bei ihm speisten, bei Tische eine neue goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Taback nehmen, suchte in allen Taschen, und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer sie in Gedanken eingeschoben habe.“

Alle standen sogleich auf und wendeten die Taschen

um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sey genug.“ Die Offiziere gingen kopfschüttelnd aus einander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberste rufen und sprach: „Die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche eine Nath aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie Ihre Tasche nicht zeigen wollten? Es haben es doch alle Uebrige gethan!“

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gerne bekennen. Meine Aeltern sind sehr arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und esse Mittags nichts Warmes. Als ich eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beim Umwenden der Tasche ein Stück schwarzes Brod auf einer Wurst herausgefallen wäre.“

Der Oberste sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Aeltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bei mir speisen.“ Er führte ihn in den Speisesaal, und überreichte ihm vor allen Offizieren, als einen Beweis seiner Hochachtung, die goldene Dose.

Wer seine Aeltern kindlich ehrt,
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

73. Die silberne Taschenuhr.

Ernest, ein armes Studentlein, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute hin, und erblickte beim Mondscheine eine silberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das

Gewissen sagte ihm wohl: „Du sollst nicht stehlen.“ Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem Mal auf und stieg zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, kam ihn eine Reue an, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab ihm Gehör, und wanderte seinen Weg weiter.

Jetzt ging der Mond unter, und es wurde sehr finster. Ernest verirrte sich in einen Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder und schlief fest ein. — Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, hatte er einen großen Schrecken.

Er lag unter dem Galgen, und sah über seinem Kopfe einen Dieb hängen, um den sich eine ganze Schaar schreiender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“ Er kniete nieder und betete:

O Gott, du warnest uns auf viele Weisen,
Ich will stets dir zu folgen mich befleißen.

74. Der Geldbeutel.

1.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde und jammerte, weinte und betete. Ein vornehmer Herr, in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust, jagte eben im Walde, kam herbei, und sprach: „Kleiner, warum weinest du?“

„Ach, sagte Norbert, meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein unterwegs verloren.“

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn be-

gleitete, zog dann einen kleinen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelein?“ „O nein, sagte Norbert, das meinige war nur ganz schlecht, und es war kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses seyn?“ sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches Beutelein aus der Tasche. „Ach ja, rief Norbert voll Freude, dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr sagte: „Weil du so fromm und ehrlich bist, so schenk ich dir diesen Beutel mit Gold noch dazu.“

Gebet erlöst aus Aengsten;
Und ehrlich währt am längsten.

2.

Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, hörte von dieser Geschichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, setzte Stephan sich unter eine Tanne im Walde, und schrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verloren!“

Der Herr kam auf das Geschrei herbey, zeigte ihm eine volle Geldbörse, und fragte ihn: „Ist dieses der Beutel, den du verloren hast?“ „Ja!“ rief Stephan und griff mit beiden Händen darnach.

Allein der Jäger, der neben dem Herrn stand, sprach mit trotziger Stimme: „Unverschämter Bube! den Fürsten unterstehest du dich anzulügen? Ich will dich mit anderer Münze dafür bezahlen.“ Er züchtigte ihn mit einer Gerte, die er vom nächsten Haselstrauche riß, so nachdrücklich, als es der boshafte Betrüger verdient hatte.

Untreue schlägt den eignen Mann,
Und Falschheit kommt oft übel an.

75. Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, hatte einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfter, er solle

aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.“

Eines Morgens sagte Fridolin zu ihm: „Matthias, sieh da einen schönen neuen Thaler! Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibest, und kein zorniges Wort von dir hören lässest.“ Der Knecht ging den Handel mit Freuden ein.

Die übrigen Dienstboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwischte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler und sagte: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu lieb deinen Zorn so gut überwinden kannst, allein aus Liebe zu Gott es nicht thun magst.“ Der Knecht besserte sich, und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Die Liebe Gottes muß dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

76. Das Kreuzchen.

Therese hatte ein kleines niedliches Kreuz zum Geschenke bekommen. Es war von schwarzem Ebenholze, und die vier Ende waren in Gold gefaßt. Sie trug es an einem blauen Bande zur Zierde an der Brust.

Einst brach das kleine Querholz des Kreuzes heraus, und Therese bat den Vater, das Kreuzchen wieder zurecht zu machen.

„Das will ich gern, sprach der Vater; ja, ich will dich überdieß noch lehren, wie du machen kannst, daß kein Leiden in der Welt für dich ein Kreuz seyn soll.“

„Da sieh einmal her: Ohne das Querholz ist das längere Holz kein Kreuz. Erst, wenn das Querholz hinzu kommt, wird ein Kreuz daraus.“

„So ist es mit jedem Leiden, das wir ein Kreuz nennen. Der Wille Gottes ist gleichsam das längere Holz;

unser Wille aber, der den göttlichen Willen immer durchkreuzen möchte, ist das Querholz."

"Nimm daher bei jedem Kreuze, das dich einst treffen wird, das Querhölzlein heraus — so wird es für dich kein Kreuz mehr seyn."

Ergebenheit in Gottes Willen,
Kann jeden Schmerz des Kreuzes stillen.

77. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände, und sagte: "Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?"

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über eine Weile ein kleines versiegeltes Kästchen und sprach: "Dieses Kästchen müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück."

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen, und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauf tragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Koth, und die Pferde hatten anstatt des Habers nur Heu, und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen andern Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler, und sagte vergnügt: "Alles geht nun besser. Alles geht nun besser. Laßt mir aber das Kästchen noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel."

Da lachte der Einsiedler, und sprach: "Das Kästchen kann ich euch nicht lassen; das Mittel aber, das

darin verborgen ist, sollt ihr haben." Er öffnete das Kästchen, und sieh, es war nichts darin als ein weißes Blättlein Papier, auf dem geschrieben stand:

Soll alles wohl im Hause stehen,
So mußt du selber wohl nachsehen.

78. Der betende Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde, und nahm niemand mit sich, als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet.

Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge, und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen, es war ihm sehr bange vor dem Feinde, und überdieß ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte. Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder, und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: "O Gott! erbarme dich eines armen Prinzen!"

Diese Worte hörte der Bauer und sprach am Morgen zu dem Bedienten: "Ich weiß, euer Herr ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist!" Der Bediente gestand die Wahrheit, und bat, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer und sprach: "Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade, und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit seyn sollen."

Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer

— noch mehr aber Gott, der ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an, und ersetzte in der Folge dem braven Bauer das Geld zehnfach.

Bet' recht von Herzen in der Noth,
So rettet dich der liebe Gott.

79. Der fromme Hirtenknabe.

An einem herrlichen Abend im May, da alles grünte und blühte, hütete Wendelin seine Schäflein. Allein traurig stand er bei einem blühenden Dornenbusche, und die hellen Zähren floßen ihm über die rothen Wangen.

Des Jägers kleiner Alois, der aus dem Walde kam, fragte ihn mitleidig: „Warum weinest du?“ „Ach, sagte Wendelin, ich habe eben eine abscheuliche Kröte gesehen, die sich in dem Busche verkroch.“ „Ei, rief Alois, wie magst du doch über so etwas weinen?“

Wendelin sprach: „Als ich die Kröte sah, dachte ich, dieses Thier sieht so häßlich aus, kriecht mühsam auf dem Boden, wird von allen Menschen verfolgt, weiß nichts von seinem Schöpfer, und bringt seine meiste Lebenszeit im Schlamme und in dunkeln Löchern zu, bis es endlich verfault.“

„Und du, sagte ich zu mir selbst, hast die aufrechte menschliche Gestalt und das schöne menschliche Angesicht; du kannst frei umher wandeln, Himmel und Erde betrachten und an Gras und Blumen Freude haben; du erkennest deinen Schöpfer und hast eine unsterbliche Seele. Und doch hast du Ihm noch nie recht von Herzen dafür gedankt. Dieser mein Undank schmerzte mich so, daß ich weinen mußte.“

Alois wurde von diesen Worten sehr gerührt und vergaß sie in seinem Leben nicht mehr. Noch als Greis erzählte er sie seinen Enkeln, und fügte noch bei: „Wenn die häßlichsten Thiere auch sonst ganz unnütz wären, so haben sie doch einen großen Nutzen! Sie lehren uns die Vor-

züge des Menschen besser schäzen, mit denen ihn Gott zum edelsten Geschöpfe auf Erden ausstattete."

Wer seines Schöpfers sich nicht wollte freu'n,
Verdiente wahrhaft nicht ein Mensch zu seyn.

80. Der kleine Korbmacher.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Eltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum, und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob des armen Nachbars lernte aber mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten, und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beiden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an den Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwei Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fing an, ein niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten aus ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie schenkten dem Jakob eine Hütte, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard solle auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schlugen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte jedoch auf ihren Befehl seinen Sammetrock dem Jakob ge-

ben, Jakobs Zwilchkittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geschickte Hand,
Erwirbt sich Brod in jedem Land.

81. Die kleinen Schiffer.

1.

Der leichtsinnige Valentin nahm seinen jüngern Bruder Philipp mit an den Fluß, stieg mit ihm in ein Schifflein, und stieß vom Lande.

Der reißende Strom warf das Schifflein an die Felsen, daß es in Stücke zerbrach. Valentin schwamm mühsam an den steilen Felsen umher, konnte aber nirgends daran emporklimmen; den Philipp riß der Fluß weit mit sich fort.

Ein Fischer, der das Geschrei der beiden Knaben gehört hatte, lief herbei, sprang in das Wasser, schwamm mit eigner großer Lebensgefahr dem kleinen Philipp nach, erreichte ihn, brachte ihn glücklich an das Land, und freute sich unbeschreiblich, ihn gerettet zu haben.

Es wagt ein edler guter Mann,
Für Andre gern das Leben d'ran.

2.

Während der gute Fischer den Philipp aus dem Wasser heraus holte, war Valentin ertrunken. Die Leute, die zusammen gelaufen waren, sagten zu dem Fischer: "Da du nicht alle beide retten konntest — warum hast du dein Leben daran gewagt, diesem zu helfen? Den andern hättest du ja ohne große Mühe und Gefahr aus dem Wasser ziehen können?"

Der Schiffer sprach: "Der leichtfertige Valentin, der ertrunken ist, hat mir oft Fische und Krebse gestohlen, und mir Vieles an meinen Netzen verdorben; der gute Philipp hat mir, als ich wegen eines bösen Fußes lange nichts verdienen konnte, oft sein Abendbrod gebracht und mir man-

chen Kreuzer geschenkt. Wie hätte ich nun einen so guten Knaben nicht zuerst retten sollen!"

Es bringt gar oft auf Erden schon,
Das Böse Straf', das Gute Lohn.

82. Der Blinde.

Andreas, ein blinder Jüngling, ging einst mit Hülfe seines Stabes sehr langsam und bedächtlich aus der Kirche nach Hause. Lukas, ein muthwilliger Bauernbursche, spottete über ihn, und rief: "Wollen wir nicht miteinander eine Wette anstellen? Gilt's zehn Thaler, ich laufe schneller als du?"

Der blinde Andreas sagte: "Ja, es gilt — wenn ich einen Weg wählen darf, den ich kenne, und eine Zeit, die mir gelegen ist." Lukas schlug sogleich mit Lachen ein, und nahm alle Umstehenden zu Zeugen. Der Blinde sagte: Nun gut! So wollen wir heute Nacht um zwölf Uhr zur Wette in die Stadt laufen."

Mit dem zwölften Glockenschlage gingen sie ab. Die Nacht war sehr finster und stürmisch, und der Weg führte durch einen dunkeln Wald. Andreas, dem Tag oder Nacht einerlei war, erreichte noch vor Anbruch der Morgenröthe die Stadt. Der spöttische Lukas aber verirrte sich im Walde, stieß bald den Kopf an einen Baumast, fiel bald über eine Wurzel, verwickelte sich bald in den Dornen, und kam erst in der Stadt an, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Er mußte die zehn Thaler bezahlen und jedermann sagte: "Es ist ihm recht geschehen, und er hätte noch eine größere Strafe verdient."

Treib mit Unglücklichen nie Spott,
Sonst straft dich der gerechte Gott!

83. Die zwei Wanderer.

Zwei Reisende, Albrecht und Burkhard, gingen friedlich miteinander ihren Weg. Da sah Albrecht einen Beutel voll Geld auf dem Wege liegen. Er sprang sogleich darauf zu, und hob ihn eilends auf. "Bruder,

sagte Burkhard, wir wollen das Geld redlich miteinander theilen!" Allein Albrecht sagte: "Nein, das thue ich nicht; ich habe den Beutel gefunden, und deßwegen ist er auch mein." Er schob ihn lachend in seine Tasche, und Burkhard ging traurig mit ihm weiter.

Jetzt kam ein Räuber mit bloßem Schwerte auf sie zu. Albrecht wurde todtenblaß und sagte: "Bruder! Wir wollen einander treulich beistehen. Ein Mann wird nicht so leicht zwei überwinden. Eile und ziehe wie ich das Schwert!" Allein Burkhard sagte: "Das thue ich nicht! Mir kann der Räuber nichts nehmen. Du hast das Geld für dich allein behalten, so magst du dich auch allein darum wehren."

Albrecht wurde von dem Räuber überwältigt, und trug statt des Geldes mehrere Wunden davon.

Du mußt dein Glück mit dem Gefährten theilen,
Soll er im Unglück dir zu Hülfe eilen.

84. Der Köhler und der Bleicher.

Ein Kohlenbrenner sagte zu einem Bleicher, der eine Wohnung miethen wollte: "Bruder! zieh' zu mir in mein Haus; es ist groß genug, deine und meine Waaren darin unter zu bringen."

Allein der Bleicher sprach: "Das geht nicht, Bruder! Denn die Leinwand, die ich mit vieler Mühe weiß mache, würde ja von deinen Kohlen schwarz werden."

Da lachte der ehrliche Köhler und sagte: "Du hast recht! Weiß und Schwarz schicken sich nicht zusammen. Ja, wie es der weißen, reinen Leinwand unter den Kohlen gehen würde, so geht es auch reinen Seelen unter Menschen von schwarzer Seele und schmutzigen Sitten."

Bewahrest du die Unschuld gern,
So bleib' von bösen Menschen fern.

85. Der Müller und sein Esel.

Ein Müller und sein Sohn trieben einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Ein Reiter, der ihnen begegnete, sagte: "Ihr seyd

nicht gescheid, daß ihr den Esel leer laufen laßt, und daß keiner von euch beiden aufsitzt.“ Der Sohn saß sogleich auf.

Allein nun rief ein Fuhrmann, an dem sie vorbei kamen: „Du ungezogener Junge, schämst du dich nicht, daß du reitest, und deinen alten Vater zu Fuß gehen lässest.“ Der Sohn stieg eilends ab, und ließ den Vater aufsitzen.

Bald darauf sagte aber eine Bäuerin, die einen Korb voll Obst auf dem Kopfe trug: „Das ist ein unbarmherziger Vater, der sich's auf dem Esel bequem macht und seinen armen Sohn im Kothe nachwaten läßt.“ Nun setzte sich der Sohn zu dem Vater auf den Esel.

„Ach, das arme Vieh, schrie nun ein Schäfer, der am Wege die Schaafe hütete. Es muß zu Grunde gehen, Ihr seyd wahre Thierquäler.“

Jetzt stiegen beide wieder ab, und der Sohn sagte voll Verdruß zu dem Vater: „Was sollen wir doch mit dem Esel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Sollen wir ihn an einer Stange zu Markte tragen, oder dort im Flusse ersäufen?“

Allein der Vater sprach: „Nun sehe ich es klar ein, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath sehr klug sey:

„Such' deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler schimpfen oder lachen.“

86. Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. „Faß, faß!“ rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bei den Ohren, und sagte zum Hunde: „Laß, laß!“ und der Hund ließ ihn sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugesehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: „Diesem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Gei-

zigen zu: „Faß, faß!“ und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod und sagt: „Laß! laß!“ und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurück lassen.

Laßt uns nach bessern Gütern streben,
Die uns noch freu'n in jenem Leben.

87. Das stolze Fräulein.

Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schlosse, und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein. —

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr, und sprach: Mein Vater, der todtkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl etwas Wichtiges seyn, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh, ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Ueber eine Weile kam Maria wieder und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr so lange warten.“

Fräulein Gertrud eilte nun, so sehr sie konnte — als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen, ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen — fand aber nicht das Geringste von einem Schatz.

Sie bereute es ihr ganzes Leben hindurch, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte.

Vor Hochmuth nimm dich wohl in Acht,
Der Keinem — Rosen noch gebracht.

88. Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theurung ging eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum, und flehte um Allmosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe: nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, hinein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie — meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deßhalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt — daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde.“

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So ärndtet man in jener Welt.

89. Der Schweindieb.

Eines Abends spät kamen zwei Bärentreiber mit einem Tanzbären in ein Dorf, und blieben in dem Wirthshause über Nacht. Der Wirth hatte eben sein großes

Mastschwein verkauft, und sperrte den Bären in den leeren Schweinstall.

Um Mitternacht kam ein Dieb, und wollte das Schwein stehlen. Er wußte von allem, was vorgegangen war, nichts, machte leise die Stallthür auf, ging hinein, und ergriff im Finstern anstatt des Schweines — den Bären. Der Bär fuhr fürchterlich brummend auf, packte mit seinen gewaltigen Pratzen den Dieb, und ließ ihn nicht mehr los.

Der unglückliche Mensch schrie vor Schrecken und Schmerzen ganz entsetzlich. Alle Leute in dem Wirthshause erwachten, und kamen herbei. Mit vieler Mühe rissen die Bärentreiber den Dieb — blutend und übel zugerichtet — dem grimmigen Thiere aus den Klauen, und überlieferten ihn dem Gerichte.

Die böse That trägt bösen Lohn,
Oft schon in dieser Welt davon.

90. Die drei Räuber.

Drei Räuber mordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch einen Wald reiste. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle, und schickten den jüngsten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, sprachen die zwei zu einander: „Was sollen wir diese großen Reichthümer mit diesem Burschen theilen? Wenn er zurück kommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Antheil uns zu.“

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! ich will meine zwey Gefährten vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein.“ Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift an den Wein, und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu, stießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen — tranken den vergifteten Wein — und starben unter den

schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie todt.

Gott läßt die Bösen hier auf Erden,
Oft ihre eignen Henker werden.

91. Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt metzgen.“

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser, sagten sie leise zu einander, und sprange beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein von dem Sprunge thaten ihnen die Füße so weh, daß sie fast nicht mehr gehen konnten, und überdieß war das große Hofthor fest verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthüre auf, wetzte sein Messer, und rief: „Nun, ihr Bürschlein heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!“

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei, und flehten auf den Knien, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten?

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß ihr uns diesen Morgen metzgen wollet. Allein der Wirth rief: „O ihr thörichten Kinder! Euch habe ich ja nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwey Bürschlein aus der

Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Merkt euch daher das Sprüchlein:

Schäm' dich des Horchens an der Wand,
Es bringet nur Verdruß und Schand.

92. Der Arzneikrämer.

Ein gutgekleideter Reisender kam an einem Sonntage auf den Abend in eine Dorfschenke, und ließ sich ein Paar gebratene Hühner und eine Flasche vom besten Weine geben. Sobald er aber den ersten Bissen in den Mund steckte, fing er an erbärmlich zu winseln, hielt ein weißes Tuch an den Backen, und sagte, daß er schon seit vierzehn Tagen mit entsetzlichen Zahnschmerzen geplagt sey. Alle Bauern in der Stube hatten ein großes Mitleid mit ihm.

Ueber eine Weile kam ein Arzneikrämer herein, setzte sich in eine Ecke, und verlangte ein Glas Branntwein. Als er hörte, was dem fremden Herrn fehle, sagte er: „Da kann ich auf der Stelle helfen!“ Er langte aus seinem Kästchen ein kleines, nett zusammengelegtes Goldpapier hervor, machte es auf und sprach: „Mein Herr! Benetzen Sie einmal ihre Fingerspitze, dupfen Sie damit in dieses weiße Pulver, und berühren Sie damit den Zahn. Der Fremde machte es so, und rief sogleich laut aus: „Wie ist mir? Aller Schmerz ist wie weggeblasen!“ Er gab dem Arzneikrämer einen großen Thaler, und nöthigte ihn, mit ihm zu essen und zu trinken.

Alle Gäste und alle Leute im Dorfe wollten nun von dem Pulver haben, und der Krämer verkaufte wohl hundert Päckchen, das Stück zu zwölf Kreuzer. Wenn nun jemand im Dorfe Zahnweh kriegte, kam man sogleich mit dem Wunderpulver, und zur Verwunderung Aller — half es keinem Einzigen.

Der Betrug kam endlich an den Tag. Die zwei Reisenden hatten den Handel mit einander verabredet. Das weiße Pulver war nichts, als ein wenig geschabte Kreide. Beide Betrüger aber wurden wegen dieser und ähnlicher Betrügereien in das Zuchthaus gesperrt.

Kaufst du von Fremden Arzenei'n,
So wirst du oft betrogen seyn

93. Der Schatzgräber.

Es kam einmal in der Abenddämmerung ein fremder, seltsam gekleideter Mann, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem weißen Stäblein in der Hand, zu dem Bauer Lienhard, und sprach zu ihm:

"Ich muß euch ein Geheimniß anvertrauen! In einem eurer Aecker liegt ein großer Schatz von Gold und Silber vergraben. Wenn ihr mir den zehnten Theil davon geben wollet, so will ich den Schatz erheben. Ihr könnet so mit einem Mal steinreich werden."

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Nachts um zwölf Uhr gingen beide mit Schaufeln und einem Schiebkarren auf den Acker, gruben ohne ein Wort zu reden, ein großes Loch in den Boden, fanden eine schwere Kiste, und brachten sie auf dem Karren glücklich in das Haus des Bauers. Der Schatzgräber besah nun die Kiste auf allen Seiten, berührte sie bald da bald dort mit seinem Stäbchen, las dabei aus seinem Buche allerlei unverständliche Worte, und schüttelte den Kopf.

Endlich sagte er: "Wenn uns der Schatz nicht zu Kohlen werden soll, so müssen da, bevor wir die Kiste öffnen, ganz besondere, geheime Mittel angewendet werden. Es hat sie aber niemand, als ein alter Apotheker zehn Stunden von hier, und unter zwanzig Dukaten gibt er sie nicht her.

Der Bauer, der vor einem Paar Tagen gerade so viele Dukaten für ein Pferd eingenommen hatte, zählte sie in der Freude seines Herzens dem Manne sogleich hin. Der Schatzgräber machte sich noch in der Nacht auf den Weg — und kam nicht mehr zurück.

Der Bauer schlug nach langem Warten die Kiste auf, und fand darin weder Gold noch Silber noch Kohlen, sondern lauter Kieselsteine aus dem Bache, der an seinem

Acker vorbei floß. Dabei lag ein Zettel, auf dem die Worte standen:

Sieh, wie man durch Schatzgräberei,
In Bälde — reich an Steinen sey.

94. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwey Säcke mit Obst, und wollte nun zuerst einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr — die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume — und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Martin that einen Schrei, ließ den Sack fallen und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, sprang eben so schnell neben Martin her — bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen und sagte zu ihm:

„Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Name steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber war weiter nichts, als dein Schatten, den du — da um zwölf Uhr der Mond aufging — an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest.“

„So geht's Jedem, der Unrecht thut. Jedes rauschende Blatt erschreckt ihn, und er läuft vor seinem eigenen Schatten.“

Bewahr ein ruhiges Gewissen,
So wirst du niemals zittern müßen.

95. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst

kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwendete sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren; den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drey Fragen, so will ich weiter gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gerne antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?“ „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Eurem Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun, sprach der Pilger, wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnet, und immer einer dem andern Platz machet — was seyd ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherberget. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht, und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
Nur, was wir Gutes thun, besteht.

96. Der Einsiedler.

Ein Prinz, der sich auf seine Schönheit, seinen Reichthum und hohen Rang nicht wenig einbildete, jagte einmal in einer einsamen Gegend des Gebirges. Da erblickte er einen alten Einsiedler, der vor seiner Zelle saß, und sehr ernsthaft einen Todtenschädel betrachtete.

Der Prinz ging zu ihm hin, und fragte mit einem spöttischen Lächeln: „Warum betrachtest du diesen Schädel so aufmerksam? Was willst du daran sehen?“ Der Einsiedler sah den Prinzen sehr ernsthaft an, und antwortete: „Ich möchte gern wissen, ob dieß der Schädel eines Fürsten oder eines Bettlers sey. Ich vermag es aber nicht heraus zu beingen.“

Wie eitel Schönheit, Gold und Ehren,
Kann dich ein Todtenschädel lehren.

97. Das verstorbene Fräulein.

Ein adeliches Fräulein starb in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Man legte die Leiche, weiß gekleidet in den Sarg; ihre Haare waren mit einer Schnur guter Perlen geschmückt, und an ihrer rechten Hand hatte sie einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Diese Kostbarkeiten gaben ihr die betrübten Eltern mit in das Grab.

In der nächsten Nacht schlich der Todtengräber mit einer kleinen Laterne auf den Kirchhof, schaufelte das Grab wieder auf, und wollte die Leiche ihres Schmuckes berauben. Allein die Todte setzte sich auf, sah ihn starr an, und sagte mit hohler Stimme: „Was willst du?“ Der Todtengräber nahm vor Schrecken eilends die Flucht.

Das Fräulein, das nicht wahrhaft todt, sondern nur scheintodt gewesen, stieg aus dem Grabe, nahm das Laternlein, das der Todtengräber hatte stehen lassen, und ging nach Hause. Als sie in das Zimmer trat, hatten die Eltern zuerst einen unbeschreiblichen Schrecken — zuletzt aber eine eben so große Freude.

O laßt uns doch die größte Sorge haben,
Die Menschen nicht lebendig zu begraben.

98. Die Erbschaft.

Ein reicher Kaufmann überließ sein ganzes Vermögen seinen Kindern, und die Kinder versprachen ihm dagegen, ihn seinem Stande gemäß zu unterhalten.

Anfangs ging es gut; aber nach und nach wurden

die Kinder sehr hart gegen ihn. Sie zählten ihm gleichsam jeden Bissen in den Mund, und versorgten ihn nicht einmal mit anständiger Kleidung.

Der bedauernswerthe Vater sagte gar oft: „Ich habe gefehlt, daß ich all mein Geld und Gut meinen Kindern übergab. Besser wäre es, sie müßten mich bitten, als daß ich jezt sie bitten muß.“

Auf einmal wurden dem Vater von einem alten Handelsfreunde unerwartet 20,000 Thaler zurück bezahlt, die er längst für verloren geschäzt.

Er ließ eine starke eiserne Kiste mit vielen Schlössern machen, und verwahrte sein Geld darin.

Die Kinder thaten jezt dem Vater wieder schön, und verpflegten ihn auf das sorgfältigste, um so dieses Geld auch heraus zu schmeicheln. Allein der Vater gab ihnen keinen Kreuzer mehr, und sie trösteten sich mit der Erbschaft.

Nach seinem Tode öffneten sie begierig die Kiste, um das Geld zu theilen. Allein der Vater hatte ingeheim das Geld dem Waisenhause geschenkt, und anstatt desselben Ziegelsteine in die Kiste gethan. Bei den Steinen lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand:

Den Kindern, die undankbar an den Eltern handeln,
Soll all' ihr Geld in Steine sich verwandeln.

99. Das Lächeln im Tode.

Ein frommer Greis war dem Tode nahe, und seine Kinder und Enkel standen um sein Sterbebette. Er schien jezt zu schlafen, und lächelte dreimal mit geschlossenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreimal gelächelt habe?

Der fromme Greis sagte: „Das erste Mal gingen alle Freuden meines Lebens vor mir vorüber — und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können.“

„Das zweite Mal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden.“

„Das dritte Mal gedachte ich des Todes, und mußte lächeln, daß die Menschen diesen Engel Gottes, der sie von allen Leiden befreien und sie in die Wohnungen ewiger Freuden einführen will, sogar fürchten und scheuen können.“

Wer sich befleißt, hier fromm zu leben,
Dem wird Gott dort den Himmel geben.

100. Die Freunde nach dem Tode.

Ein Vater erzählte einmal seinen Kindern: „Der königliche Statthalter auf einer Insel wurde einmal von seinem Herrn, dem Könige, abgerufen, über seine Verwaltung Rechenschaft abzulegen.“

„Diejenigen von seinen Freunden, in die er sein größtes Vertrauen gesetzt hatte, ließen ihn fortziehen, und regten sich nicht von der Stelle. Andere, auf die er sich auch nicht wenig verlassen hatte, gingen nur mit ihm bis an das Schiff. Einige aber, denen er das kaum zugetrauet hätte, begleiteten ihn auf der ganzen weiten Reise bis zu dem Throne des Königs, sprachen für ihn, und brachten ihm die Huld und Gnade des Königs zuwegen.“

„So, fuhr der Vater fort, hat auch der Mensch dreierlei Freunde auf Erden, die er aber meistens erst alsdann recht kennen lernt, wenn er von dieser Stelle abgerufen wird, um über sein Thun und Lassen Gott Rechenschaft zu geben.“

„Die ersten dieser Freunde, Geld und Gut, bleiben ganz zurück. Die andern, Verwandte und Bekannte, gehen mit ihm nur bis an das Grab. Die dritten, seine guten Werke, begleiten ihn aber auf seiner weiten Reise in die Ewigkeit, sind seine Fürsprecher vor Gottes Thron, und erwerben ihm Gnade und Erbarmung.“

„Wie thöricht handelt also ein Mensch, der sich gerade um solche treue Freunde am allerwenigsten bekümmert!“

Thue Gutes in der kurzen Lebenszeit,
Nur dieses folgt dir in die Ewigkeit.

Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder.

Zweites Bändchen.

Vorerinnerung.

Wie das erste Hundert der lehrreichen kleinen Erzählungen für Kinder dem Inhalte nach größtentheils dem Alterthume angehört, so enthält dieses zweite Hundert größtentheils neue Erzählungen, die noch nirgends gedruckt sind.

Diese neuen Erzählungen sind theils Begebenheiten aus dem wirklichen Leben, theils Gleichnisse, denen man bloß die Form der Erzählung gegeben hat.

Wie das erste Hundert, so hat auch dieses zweite Hundert die Absicht, den Kindern allgemeine Lehren in einzelnen Beispielen anschaulich zu machen, ihnen kindliche Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, Vertrauen und Gehorsam gegen Gott, Freude am Guten, Abscheu vor dem Bösen, Trost im Leiden einzuflößen, und ihnen auch für ihr künftiges Fortkommen in der Welt nützliche Winke zu geben.

Zwar würden kurze Erzählungen aus der Kirchengeschichte allerdings einen größern Werth haben; allein der Verfasser wollte keine derselben in diese Sammlung aufnehmen — weil er den Wunsch nährt, die herrlichen Züge aus dem Leben wahrer Christen, oder mit einem andern Worte heiliger Menschen (wenn Gott Gesundheit, Leben und seine allvermögende Gnade dazu gibt!) in einer besonderen Schrift darzustellen.

Zweites Bändchen.

1. Das betende Kind.

Theresia, eine arme Wittwe, sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: "Meine lieben Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Ich habe immer so viele Arbeit mit euch, daß ich fast nichts verdienen kann. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn Er ist reich und mächtig, und sagt ja selbst: Ruft Mich an in der Noth und Ich werde euch erretten."

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthür vorbei, ging hinein und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: "Lieber Vater im Himmel! Wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gib uns doch etwas zu essen, damit wir sammt unsrer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig, und kannst uns leicht helfen. Du hast es uns ja versprochen; nun so halte auch dein Wort."

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt, und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brod, eine Schüssel voll Mehl, und ein Körblein voll Eier. "Nun

Gott sey Dank, rief er freudig; Gott hat mein Gebet erhört! Mutter, hat ein Engelein dieses alles beim Fenster herein gebracht?„

„Nein, sagte die Mutter, aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altar betetest, kniete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat sie uns dieses alles geschickt; sie war der Engel, durch den Gott uns geholfen hat. Nun Kinder, so danket denn alle Gott, seyd fröhlich — und vergesset in eurem Leben nicht den schönen Spruch:

Vertrau auf Gott, und laß ihn walten,
Er wird dich wunderbar erhalten.„

2. Das junge Apfelbäumchen.

Gottfried und Christine waren immer darauf bedacht, ihren Eltern Freude zu machen. Einst halfen sie ihnen in dem Garten arbeiten. Da sagte der Vater: „Hier in der Ecke sollte noch ein Baum stehen. Ich muß doch machen, daß ich einen bekomme.„

Da nun der Geburtstag des Vaters nahe war, so kauften die guten Kinder heimlich ein schönes junges Apfelstämmchen, und schlichen sich damit am Vorabende des erfreulichen Tages in den Garten, es einzusetzen.

„Wie wird sich der Vater freuen, sagten sie zu einander, wenn er morgen in den Garten kommt, und das schöne Apfelbäumchen erblickt!„

Christine hielt das Bäumlein, und Gottfried grub mit der Schaufel die Erde auf. Da krachte und klingelte, blinkte und schimmerte es auf einmal in dem Boden. Gottfried hatte mit der Schaufel einen irdenen Topf zerstoßen, in dem mehrere Goldstücke und eine Menge Silbermünzen vergraben waren, und nun im hellen Mondlicht glänzten.

„Ein Schatz! ein Schatz!„ riefen die Kinder voll Freude, sprangen eilig den Eltern zu, und verkündeten ihnen den glücklichen Fund.

Der Vater sprach: „Gott hat eure Liebe zu euren

Eltern belohnt, meine lieben Kinder! Denn immer belohnt er die kindliche Liebe, wenn gleich nicht immer auf eine so seltene Art. Bleibt auch ferner so gute Kinder, und Gott wird euch noch bessere Schätze geben, als Gold und Silber."

Dem Kinde, das die Eltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott beschert.

3. Der große Birnbaum.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaumes vor seinem Hause; seine Enkel aßen von den Birnen, und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: "Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden seyn, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte."

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: "Das kannst du leicht, wenn du es darnach angehest. Sieh, sogleich auf dem Plätzchen, wo du stehest, stecken mehr als hundert Thaler in dem Boden. Mache nur, daß du sie herausbringest."

Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch, und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt und sagte: "O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnstamm schenken, den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen."

Ich setzte den jungen Stamm ein; er wuchs und wurde der große herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er die vielen Jahre her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hun-

dert Thaler ein, und überdieß ist er noch immer ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deßhalb das Leibsprüchlein des klugen Nachbars nicht vergessen; merkt es euch auch:

„Ein sichrer Reichthum ist Verstand
Und eine arbeitsame Hand.“

4. Die Erdbeeren.

1.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage und schenkte ihm jedesmal einen Sechser.

Eines Abends sprach aber der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind! Wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den ich nicht mit gutem Gewissen haben könnte.“

„O, sagte Agathe, seyd außer Sorgen! Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflückte ich nun jedesmal ein Körblein davon, verkaufte sie in dem Flecken, und bekomme dafür allemal sechs Kreuzer. Meine Eltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfter, es gibt noch viel ärmere Leute, als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsre Umstände nur immer erlauben.“

Dem alten Krieger standen die hellen Zähren in den Augen, und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind, sprach er, Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen. Ich aber erfahre nun die Wahrheit:

„Fehlt es nur nicht an gutem Willen,
So kann man vielen Jammer stillen.“

2.

Nach einiger Zeit reisete ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten und besuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner Wohlthäterin. „Was, rief der Offizier, ein armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, unter dem du ehemals gedient hast, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalten machen, daß man dich im Wirthshause auf's Beste verpflege.“

Er that es, und ging hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind, sprach er gerührt, deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne ein Duzend Sechskreuzerstücke geschenkt; hier hast du dafür eben so viele Goldstücke.“ Die erstaunten Eltern sagten: „Ach, das ist alles zu viel!“ Allein der General sprach: „Nein, nein! Es ist dieses nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.“

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

5. Die Kirschen.

Fräulein Sabine hatte ein eigenes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus. Denn sie räumte es nicht auf — und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntag Nachmittags war das Fräulein eben mit Ankleiden fertig geworden und wollte ausgehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbars ein Körblein voll großer, schwarzer Kirschen. Weil Tisch und Fenstersimse voll Kleidungsstücke und anderer Sachen lagen, stellte

Sabine das Körblein einstweilen auf den mit blauem Seidenzeug überzogenen Sessel, und ging hierauf mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf spazieren.

Als Fräulein Sabine am dunkeln Abende müde auf ihr Zimmer kam, und sich sogleich niedersetzte — that sie vor Schrecken einen lauten Schrei; denn sie hatte sich gerade mitten in das hoch aufgehäufte Körblein voll Kirschen gesetzt.

Die Mutter kam auf den Schrei eilends mit einem Lichte in das Zimmer. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt, der Kirschensaft floß von allen Seiten über den Sessel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war so übel zugerichtet, daß sie es gar nicht mehr anziehen konnte.

Die Mutter gab ihr einen scharfen Verweis und sagte unter Anderm: „Da siehst du nun, wie nöthig es ist, aufzuräumen und jeder Sache einen schicklichen Platz anzuweisen. Du bist für deinen Ungehorsam und dein unordentliches Wesen arg bestraft. Merke dir doch einmal das Sprüchlein:

„Auf Ordnung halt in allen Dingen,
Unordnung kann nur Schaden bringen.“

6. Die Pflaumen.

Die Frau von Halden besuchte einmal den Großvater in seinem schönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Rebblatte vier Pflaumen, die gelb wie Gold und so groß wie Eier waren. Er bedauerte, daß noch nicht mehrere reif seyen. „Ihr mögt indeß selbst zusehen, sprach er im Scherze, wie ihr vier Pflaumen unter fünf Personen austheilet, daß es gerade ausgehe.“

„O das will ich, sagte Lotte, die älteste Tochter; nur bitte ich mir aus, daß ich gleich- und ungleich-genannte Zahlen ein wenig unter einander mengen dürfe.

Sie nahm die 4 Pflaumen und sprach: Wir 2 Schwestern und 1 Pflaume machen zusammen 3; meine 2 Brüder und 1 Pflaume machen in allem auch 3; diese 2 Pflaumen und eine Mutter sind zusammen abermals 3. So geht alles gerade und ohne Bruch auf.“

Lottens Geschwister waren mit dieser Theilung sehr zufrieden; die erfreute Mutter bestand darauf, jedes der Kinder solle eine Pflaume bekommen; der Großvater aber brachte Lotten noch überdieß den schönsten Blumenstrauß. „Denn, sagte er, Lottens sinnreiche Rechnung macht ihrem Witze sehr viel — ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre.“

Verstand und Witz gefallen sehr,
Ein edles Herz unendlich mehr.

7. Die Weintrauben.

Wilhelmine kam an einem schönen Tage zu Anfang des Herbstes von einem Spaziergange zurück; da stand auf ihrem Arbeitstischlein ein Körbchen voll Weintrauben, die theils dunkelblau, theils lichtgelb, wie durchsichtiges Gold, aus grünem Reblaube hervorblickten.

„Woher kommen doch, rief sie entzückt, schon so früh im Herbste diese herrlichen Trauben und wem gehören sie?“

„Sie gehören dir, sprach die Mutter. Karoline, deine Freundin im Weinlande hat sie dir geschickt. Sie sind von den ersten Trauben, die dort reif werden.“

„O wie gütig ist meine Freundin! sprach Wilhelmine. Wie freu ich mich, daß sie so liebreich an mich denkt! Sogleich will ich an sie schreiben und ihr danken. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihr auch eine Freude machen könnte; ich würde es von Herzen gern thun.“

Die Mutter sprach: „Es freut mich, daß du gegen Karoline so dankbar bist. Allein Eines betrübt mich doch in diesem Augenblicke. Sieh, wir haben seit dem Tage, da du die ersten Erdbeeren pflücktest, bis auf diese Stunde, da du diese Trauben erhieltest, eine Menge köstlicher Früchte von unsern Bäumen gepflückt; ich bemerkte aber nie, daß du dem lieben Gott so lebhaft gedankt hättest. Und ist denn nicht jede Baumfrucht ein Geschenk seiner Güte? Sollten wir nicht seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir nicht trachten, Ihm, der uns so viel Freude macht, auch Freude zu machen? O danke doch künftig Gott herzlicher für seine Gaben!“

Ihm, der mit seinen Gaben uns erfreut,
Weih' ? *s ein Herz voll Dankbarkeit.

8. Die Kastanien.

Kilian war ein sehr naschhafter Knabe; wo er nur einen Kreuzer bekam, vernaschte er ihn. Eines Tages sah er auf dem Obstmarkte sehr schöne Kastanien. Er kannte sie nicht und fragte die Obsthändlerin, ob die braunen Dinger gut zum Essen wären?

„Die Kastanien da? sagte sie, das denke ich! Kaufe er einmal davon, junger Herr! Sie schmecken vortrefflich, besonders wenn man sie in heißer Asche bratet.“

Kilian hatte sein Geld schon für anderes Obst ausgegeben. Indessen nahm er heimlich ein Paar Hände voll Kastanien, und steckte sie in die Tasche.

Als er nach Hause kam, schlich er in die Küche, und da eben niemand darin war, so legte er die Kastanien in die heiße Asche. Sie fingen bald an, von der Hitze zu pfeifen. Das freuete ihn, und er legte noch einige glühende Kohlen auf die Asche, und blies mit vollen Backen darein.

Plötzlich zersprang eine Kastanie mit großem Knalle, und Asche und Kohlen fuhren ihm mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß er nichts mehr sah, wie blind umhertappte, und laut weinte und jammerte.

Auf den Knall und das Jammergeschrei liefen alle Leute in die Küche, und sein Diebstahl kam nun an den Tag. Der kleine Dieb mußte viele Schmerzen ausstehen, bis seine Augen wieder geheilt waren. Er bereuete es mit heißen Thränen, so schlecht gehandelt zu haben, und sagte öfter:

„Das Naschen führt zur Dieberei,
Bringt Schande, Schmerz und bitt're Reu.“

9. Der Apfel.

1.

Die kleine Albertine hatte ihren fünften Geburtstag erlebt; ihr Taufpathe besuchte sie nach Tische und schenkte ihr ein seltenes Goldstück.

Während ihn nun die Eltern mit Wein und Kuchen bewirtheten, und über allerlei Angelegenheiten mit ihm redeten, gerieth das Kind mit dem Goldstück vor die Hausthür.

Da ging eben ein Weib mit einem Korbe voll Obst vorbei. „Sieh, sagte Albertinchen, ich habe ein schönes Geld!“ „Sieh, sagte das Weib, mein Apfel da ist doch noch viel schöner. Ich gebe ihn dir aber doch für dein Geld, weil du so artig und mir so lieb bist.“

Das Kind gab das Goldstück freudig hin, und griff mit beiden Händchen nach dem Apfel. Hierauf sprang es in die Stube und rief: „Da seht einmal, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen schönen rothen Apfel eingekauft habe!“

Das Weib war eilends entlaufen und nirgends mehr zu finden. Die Eltern jammerten und zankten mit dem Kinde. Der Taufpathe aber sagte: „Ach wie viele Menschen handeln eben so thöricht, wie dieses Kind!“

Wie Manchem ist sein ewig Heil —
Für schlechte Erdengüter feil!

2.

Der Taufpathe, der ein vermöglicher Handelsmann war, ging nun wieder nach Hause. Abends kam ein Weib mit einem leeren Korbe in seinen Laden. Sie kaufte Kaffee und Zucker, und gab ihm ein Goldstück, es zu wechseln.

Er aber sagte: „Ei, ei! Wie kommst du zu dem Goldstücke, dergleichen weit und breit keines mehr zu finden ist? Ich kenne dieses Gold sehr gut und deßhalb — auch dich. Warte, ich will dich lehren, den Kindern Aepfel für Goldstücke zu verkaufen!“

Er ließ sie nicht mehr zum Laden hinaus, und schickte seinen Ladendiener zum Stadtrichter. Sogleich kamen zwei Gerichtsdiener und nahmen die Betrügerin gefangen. Am andern Tage stellte man sie auf den Pranger, und hängte ihr eine Tafel an den Hals, auf der geschrieben stand:

Es folget Strafe, Schimpf und Schmach
Dem Diebe auf dem Fuße nach.

10. Die goldenen Nüsse.

Am heiligen Weihnachtsabende standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume, dessen grüne Zweige mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt waren. Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, und er wollte sie haben.

Die Mutter sagte: „Diese Nüsse zieren den Baum gar schön; wir wollen sie deßhalb hängen lassen. Sieh, da hast du andere Nüsse!“ Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braunen Nüsse; ich will goldene Nüsse. O die müßen süße Kerne haben!“

Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser strafen, als wenn man ihren Willen thue. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse und theilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war sehr erfreut, und klopfte die schönen Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl, und seine Geschwister lachten ihn aus.

Der Vater aber sprach: „Diese Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher bloß Nußschaalen zusammen und überzog sie mit ein wenig falschem Golde. Uebrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen, die außen Gold und innen hohl sind. Merkt euch daher die gute Lehre:

„Kind traue nicht dem äußern Schein,
Sonst wirst du leicht betrogen seyn!“

11. Die Nußschaale.

Der alte Graf von Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böse Menschen wurden deßhalb über ihn so aufgebracht, daß sie zusammen schwuren, ihn zu ermorden. Wirklich bestellten sie auch einen Meuchelmörder, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte.

Der edle Graf ahnete nicht, was ihm bevorstand. Am Abende besuchten ihn noch seine Enkel, die sehr liebenswürdige Kinder waren. Er war in ihrer Mitte sehr fröhlich und vergnügt, und bewirthete sie mit Aepfeln,

Birnen, Trauben und Nüssen. Nachdem sie fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich in den Schutz Gottes, und schlief unbesorgt ein.

Allein um Mitternacht trat der Mörder, der sich heimlich in den Palast eingeschlichen hatte, leise in das Zimmer. Der gute Graf schlief; ein kleines Nachtlicht brannte hinter einem grünen Schirme; der Mörder erhob in seiner rechten Hand den Dolch von scharf geschliffenem Stahl und näherte sich dem Bette.

Allein plötzlich krachte es in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm von der Wand neben seinem Bette eine Pistole, und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrack, ließ den Dolch fallen, und bat um Gnade. Er mußte sich gefangen geben, und seine Mitschuldigen entdecken.

Der Graf sah nach, woher das heftige Krachen entstanden war. Und sieh, eines der Kinder hatte von Ungefähr eine Nußschale auf den Boden fallen lassen, und der Mörder war darauf getreten. „Guter Gott! rief der Graf, so hat denn unter deiner Leitung eine Nußschaale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt, und die Uebelthäter dem Schwerdte der Gerechtigkeit ausgeliefert.“

Es ist ein Gott, der über gute Menschen wacht,
Und böse Anschläg' leicht zu nichte macht.

12. Das Rosenstöckchen.

Amalie hatte in einem Blumentopf ein Rosenstöcklein gezogen, das schon zu Anfang des Frühlings die schönsten rothen Knospen trug. Denn an jedem lieblichen Tage stellte sie es vor das Fenster, und jeden Abend, oder wenn rauhe Lüfte wehten, nahm sie es sorgfältig wieder herein.

Nur eines Abends hielt sie es nicht für nöthig, weil die Luft draußen ziemlich mild und lau war. Allein des Morgens darauf war das schöne blühende Rosenstöcklein von dem Reife ganz versengt. Amalie betrachtete es jammernd, und sagte weinend: „So hat denn eine einzige Unvorsichtigkeit alle meine vorige Sorgfalt vereitelt!“

Die Mutter aber sprach: „Der kleine Unfall, der für dich so traurig ist, kann dir zum großen Segen werden! Lerne da: Was der Reif der Rosenblüthe ist, das ist der Unschuld die Verführung. Und um die Unschuld zu bewahren, ist eine unausgesetzte Sorgfalt und beständige Aufmerksamkeit nothwendig.“

Die Rose sey das Bild der Unschuld dir —
Ein rauher Hauch zerstöret ihre Zier.

13. Die Rose.

Die kleine Philippine trat Morgens an einem Sonntage festlich gekleidet aus der Hausthür. „Ei wie schön und hold, wie frisch und roth!“ sagte ein fremder Mann, der eben mit dem Nachbar redete. Philippine neigte sich höflich gegen ihn, und dankte ihm für den Lobspruch. Beide Männer fingen an zu lachen. Der Nachbar aber sprach: „Dich hat er nicht gemeint, du eitles bleiches Ding: sondern die schöne Rose, die du vor die Brust gesteckt hast. Diese Rose ist die erste, die wir in diesem Jahre sehen.“

Wie oft betrügt die Eitle sich,
Und macht dadurch sich lächerlich!

14. Die Lilie.

Mitten in Luisens freundlichem Blumengärtchen stand auf einem runden grün eingefaßten Beetchen eine unvergleichliche schöne weiße Lilie in voller Bluthe. Die holde Luise, selbst noch nicht viel höher als ein Lilienstengel, betrachtete jeden Morgen die schöne Blume, wie sie im röthlichen Morgenstrahle von Thau funkelte, und blickte dann mit Entzücken und voll Dankes zu Demjenigen auf, der Sonne, Thau und Blumen geschaffen hat. Luisens Eltern freueten sich der reinen, frommen Freuden ihrer Tochter, und sagten sich leise: „Sie selbst ist eine schuldlose schön aufblühende Lilie!“

Allein ehe ein Jahr verging, starb Luise, und als nun die Lilie wieder blühte, gedachte die Mutter ihrer verblichenen Luise, und vergoß heiße Thränen. Da sprach der Va-

ter: „Als diese schöne Lilie hier noch eine junge Pflanze war und in einem Winkel des Gartens aufsproßte, hob ich sie aus der Erde, und unsere Luise ward darüber betrübt und sagte, es sey Schade um das schöne Gewächs. Da aber die Lilie, an eine bessere Stelle verpflanzt, die Zierde dieses Gärtchens ward, freuete sich Luise und dankte mir, daß ich die Blume versetzt hatte. Darum weine nicht, liebe Mutter, sondern freue dich vielmehr. Unsere Luise, die an Unschuld und Schönheit dieser Lilie glich, blüht ja nun, dieser Erde entnommen, im Paradiese."

Sie ward von Gottes Hand —
Versetzt in's bess're Land.

15. Die Nelke.

Ein Gärtner hatte in seinem Garten eine prächtige Nelke gezogen, deren zarte Farben und herrlichen Wohlgeruch Jedermann bewunderte.

Da kamen nun einmal ein vornehmer Herr und seine Gemahlin in den Garten und betrachteten die Blume.

Allein der Herr sagte: „Die Farben der Nelke sind ganz und gar nichts besonders, der Geruch ist übrigens sehr gewürzhaft und überaus angenehm."

Die Frau aber rief: „Nein, nicht so! Es ist gerade umgekehrt. Die Farben der Blume sind ganz unvergleichlich schön; allein leider hat sie ganz und gar keinen Geruch."

Der Gärtner konnte diese seltsamen Urtheile nicht begreifen, bis er endlich merkte, daß der Herr nicht recht wohl sah, und die Frau eben den Schnupfen hatte.

Da sagte der Gärtner bei sich selbst: „Wie es meiner schönen, wohlriechenden Nelke ging, so geht es oft den edelsten, ja heiligsten Dingen. Mancher Mensch tadelt dieselben, weil sein Gesicht zu schwach oder seine Nase nicht fein genug ist, ihre Vollkommenheit wahrzunehmen."

Kann dich das Beste nicht vergnügen,
So muß an dir der Fehler liegen.

16. Die Maiblümchen.

Die kleine Rosine, die Tochter eines armen Taglöhners, war krank; Luise, die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind sonst nichts genießen konnte, täglich ein Schüsselchen voll Suppe.

Als Rosine wieder gesund war, sagte sie: „Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie selbst nahm sich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Wenn ich ihr nur auch eine kleine Freude machen könnte!“

Indessen hörte sie, daß Luise die Maiblümchen ungemein gern habe. Sie ging daher vom ersten May an fast täglich in den Wald, um für Luisen das erste Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken. Nach langem Suchen erblickte sie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche, mehrere Maiblümchen.

Wie sie nun die Blümchen voll Freude abpflückte — da hörte sie in dem nahen Dickicht zwei Räuber mit einander reden.

„Du, sagte der Eine, jetzt können wir uns an dem Amtmanne rächen, der meinen Bruder in das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da habe ich den Schlüssel zu der Thür des Amtshauses, den die dumme Magd an der Hausthür stecken ließ.“ „Gut, sprach der Andere, wir wollen heute Nacht den Amtmann mit Weib und Kind ermorden, und dann die volle Amtskasse ausleeren.“

Rosine schlich sich mit ihren Maiblümchen erschrocken davon, brachte sie Luisen, und erzählte, was die Räuber gesagt hatten. Der Amtmann bestellte heimlich einige bewaffnete Männer und wachte mit ihnen in dem Hausgange. Um Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur Thür herein; wurden gefangen, und in der Folge für ihre böse That bestraft.

Der Amtmann aber sagte zu seiner Tochter: „Liebe Luise, deine Wohlthätigkeit hat über unser Haus einen großen Segen gebracht. Du hast die arme Rosine mit ein wenig Suppe gespeiset, sie aber hat uns allen das Leben gerettet.“

Theil' mit dem Hungrigen dein Stücklein Brod,
Er rettet dich vielleicht aus größ'rer Noth.

17. Die Veilchen.

Fräulein Emma hatte gemeint, es gebe nur blaue Veilchen; da fand sie einmal in dem Schloßgarten, nebst den blauen, einige Veilchen, die weiß wie Schnee, und einige andere, die, zumal im Glanze der Morgensonne, roth wie Gluth waren. Sie pflückte ein blaues, ein weißes und ein rothes Veilchen, und brachte alle drei voll Freude der Mutter.

Die Mutter sprach: „Man findet die dreierlei Veilchen zwar nicht so selten, als du denkst; indeß ist es immer ein glücklicher Fund, wenn du nie vergissest, was jedes der drei Blümchen bedeute. Das Veilchen mit der bescheidenen dunkelblauen Farbe ist, wie du öfter gehört hast, ein Sinnbild der Demuth; das schneeweiße Veilchen sey dir ein Sinnbild der Unschuld; das rothe Veilchen aber bedeutet: du sollst stets ein sanft glühendes Gefühl für alles Gute im Herzen haben.“

Dem Fräulein gefiel diese Auslegung sehr wohl; die Mutter aber gab ihr Abends ein Bild, worauf sie die drei Veilchen, ein blaues, ein weißes und ein rothes, gestickt und darunter gesetzt hatte:

Der Unschuld schönste Blüthe
Sind Demuth, Unschuld, Güte.

18. Das Vergißmeinnicht.

„Mutter! sagte einst Sophie, warum heißt man denn die schönen, himmelblauen Blümchen hier an dem klaren Bächlein — Vergißmeinnicht?

„Liebes Kind! sprach die Mutter, ich begleitete einst deinen Vater, als er weit fortreisen mußte, bis an diesen Bach. Da sagte er zu mir, ich solle, so oft ich ein solches Blümchen sehe, an ihn gedenken, damit ich seiner nie vergesse. Von dieser Zeit an nannten wir diese Blümchen — Vergißmeinnicht.“

Sophie sagte: „Ich habe mich noch nie von Eltern, Geschwistern oder Freunden trennen müssen. Ich weiß

daher nicht, an wen mich ein solches Blümlein erinnern könnte."

Die Mutter sprach: "So will ich dir Jemanden nennen, an den dich das Blümlein erinnern soll — es ist Derjenige, der es geschaffen hat. Jede Blume im Garten oder auf dem Felde ist ein Vergißmeinnicht, das an den Schöpfer erinnert. Ja —

Ein jedes Wiesenblümchen spricht:
"Vergiß des lieben Gottes nicht."

19. Die Resede.

"Aber warum haben Sie doch immer dieses kleine, grüne Kräutlein in dem zierlichen Topfe hier auf Ihrem Fenstersimse stehen?" fragte Fräulein Blandine ihre Mutter. "In unserm Garten blühen doch eine Menge Blumen; womit erwarb sich gerade dieses unbedeutende Pflänzchen vor allen übrigen Gewächsen ein solches Vorrecht?"

"Es ist wahr, sprach die Mutter, dieses zarte Gewächs, Resede genannt, prangt weder mit dem Purpur der Rose, noch mit dem weißen Atlasglanze der Lilie, noch mit der bunten Farbenpracht der Tulipane; allein seine unansehnliche, schmucklose Blüthe hat einen so milden, sanften Geruch, daß er wohl selbst den Wohlgeruch der Rose übertrifft; und noch spät im Herbste, ja sogar im Winter, wenn längst alle Blumen verwelkt sind, erfreut es uns mit seinem erquickenden Dufte. Die Resede ist deßhalb ein Bild der stillen Tugend, die ohne allen äussern Glanz durch innere Güte jedes fühlende Herz für sich einnimmt, und dann noch besteht, wenn schon so manche Schönheit längst verblüht ist."

Mehr als der Schönheit Blüthe,
Sey dir bescheid'ne Güte!

20. Das Blumenkörbchen.

Die Frau von Grünthal saß eines Morgens in ihrem Zimmer und nähte. Ihre sechs blühenden Kinder waren um sie versammelt. Zwei Knaben lasen und schrie-

ben, zwei Mädchen stickten und die zwei kleinsten Kinder spielten miteinander. Da kam der Gärtner mit einem Körblein voll Blumen, stellte es auf den Tisch und sagte, er bringe es den Kindern zum Geschenke.

Die Kinder drängten sich sogleich alle jubelnd um das Körbchen und betrachteten die schönen Blumen. Die Mutter stand dabei und freute sich noch mehr über die fröhlichen Gesichter ihrer Kinder als über die lieblichen Blumen.

Aber sieh — da fingen die Blumen an, sich wie von selbst zu regen, und plötzlich erhob eine giftige Natter zischend ihren Kopf aus den Blumen. Die Kinder entflohen mit Entsetzen nach allen Seiten.

Der Gärtner tödtete die Natter, die eine der gefährlichsten Schlangen war, und sagte, er habe das Körblein gestern Abends schon mit Blumen gefüllt; allein da er die Herrschaft nicht zu Hause angetroffen, es in den Garten gestellt, damit die Blumen mit Thau benetzt würden, und frisch blieben. Da müße die Schlange, ohne daß er etwas davon merkte, hineingekrochen seyn.

Die Mutter rief die erschrockenen Kinder wieder zusammen, und sprach zu ihnen: „Euer Schrecken kann euch für euer ganzes Leben heilsam seyn. Seht da, so versteckt sich unter den Lüsten und Freuden dieser Welt die Verführung. Seyd daher vorsichtig und vergeßt nie das Wort eurer Mutter:

„Oft findet man bei dem Vergnügen,
Die Schlange unter Blumen liegen.“

21. Der Blumenkranz.

Ein ehrwürdiger Greis, mit blühendrothen Wangen und schneeweißem Scheitel, feierte seinen achtzigsten Geburtstag. Seine Kinder versammelten sich um ihn, wünschten ihm Glück, und küßten unter Thränen der Freude und Rührung ihm die Hände. Seine Enkel überreichten ihm, als ein Sinnbild seiner blühenden Gesichtsfarbe bei weißen Haaren, einen Kranz von Rosen und Lilien.

Der Großvater sprach: „Diese Krone von Rosen und

Lilien ist wohl schön und lieblich; allein die schönste Krone der Eltern und Großeltern sind Kinder und Kindeskinder, die schön wie Rosen blühen, und rein und schuldlos sind wie die Lilien. Ich will daher den Blumenkranz abmalen lassen — und in der Mitte des Kranzes sollen mit goldenen Buchstaben die Worte stehen, die jedes von euch in sein Herz schreiben soll:

Dein Sinn und dein Verlangen
Sey immer Lilien-rein,
So werden deine Wangen
Stets schöne Rosen seyn."

22. Die schöne Purpurfrucht.

Der kleine Ludwig besah in dem Garten die fremden Gewächse, die in zierlichen Töpfen auf dem Blumengestelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit schönen dunkelgrünen Blättern eine längliche Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

"Welch eine wunderschöne Frucht! sprach er; in dem ganzen Garten gibt es keine schönere. O, die muß wohl auch recht gut schmecken!" Er schaute sorgfältig umher, ob ihn niemand sehe, riß die Frucht ab, und fing an, sie zu essen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er Feuer im Munde. Er spuckte die Frucht heulend und schreiend wieder aus; allein das heftige Brennen und Beißen wollte gar nicht nachlassen.

Da kam die Mutter herbei und sagte: "O du ungehorsames Kind! Wie oft habe ich dir es schon gesagt, was du nicht kennest, sollst du auch nicht essen. Nun bist du für deinen Ungehorsam gestraft, und es ist nur gut, daß du nichts hinunter geschluckt hast, sonst könnte es dir das Leben kosten. Diese Frucht, die man den spanischen Pfeffer nennt, ist übrigens ein rechtes Bild der Sünde, die uns mit betrüglichem Scheine lockt, deren Genuß aber nur Schmerz und Tod bringt."

Willst du der Sünde Lust genießen,
So wirst du stets es schrecklich büßen.

23. Der Goldstrauch.

Der junge Eduard hatte seine Lust daran, die Leute zum Besten zu haben. Einst schrieb er in seinem Zimmer einen Brief, und hatte sechs neue Dukaten auf seinem Schreibtische liegen, die er in seinen Brief einschließen wollte.

Emilie, sein kleines Schwesterchen, kam in das Zimmer, sah die blinkenden Goldstücke liegen und sagte: „Bruder, wo wächst doch wohl das Gold?“

Eduard sagte: „Die Dukaten wachsen auf dem Goldstrauche. Man steckt sie wie die Bohnen in die Erde; da werden große Sträuche daraus, die voll Dukaten hängen.“

Er schrieb eifrig weiter. Emilie aber nahm, ohne daß Eduard darauf achtete, die Dukaten, lief in den Garten, und steckte sie in die Erde. Als er eben mit dem Briefe fertig war, kam sie wieder herein und sagte: „Eduard, jetzt wirst du recht viele Dukaten bekommen; ich habe sie schon angesäet.“

Eduard sprang verdrießlich auf, nahm Emilien bei der Hand, eilte mit ihr in den Garten und sagte: „Sogleich sage mir, wo hast du die Dukaten hingesteckt?“ Allein entweder wußte das Kind das rechte Plätzchen nicht mehr zu finden, oder einer der Tagwerker, die in dem Garten arbeiteten, hatte das Geld heimlich herausgenommen. — Kurz, die Dukaten waren verloren.

Als der Vater die Geschichte vernahm, sprach er: „Eduard, du hast mit deiner Lüge die Strafe von sechs Dukaten wohl verdient. Emilie war freilich sehr einfältig, daß sie Dukaten aussäen wollte; du aber bist sehr boshaft, daß du immer Lügen ausstreuest!“

Die Lügen sind ein böser Saamen,
Aus dem nie gute Früchte kamen.

24. Das Mohnkörnlein.

Ein Kaufmann kam von einer weiten Reise über das Meer zurück, und brachte allerlei Kostbarkeiten mit

nach Hause. Seine Anverwandten bewillkommten ihn freudig, und er erlaubte ihnen, von den mitgebrachten schönen Sachen nach Belieben ein Stück auszuwählen.

Jeder der Männer wählte entweder eine reiche Goldstufe, oder eine rothe ästige Koralle, oder eine Meerschnecke, die feinbemaltem Porzellane glich; die Frauen suchten sich bunte Seidenzeuge, oder eine Schnur guter Perlen, oder einen funkelnden Edelstein aus.

Ein sehr verständiger Mann aber griff nach einem kleinen zusammengelegten Papier, auf dem das Wort: „Mohnsaamen" geschrieben stand. Als er es öffnete, war aber nur noch ein einziges Saamenkörnlein darin: die übrigen waren, weil sie so gar winzig klein sind, auf der Reise herausgefallen und verloren gegangen.

Die Umstehenden lachten ihn aus; er aber sprach: „Je nun, auch dieses einzige Körnlein ist mir genug. Der Mohn ist zwar hier zu Lande noch gänzlich unbekannt. Ich weiß aber dennoch so viel von ihm, daß ich dieses kleine Körnlein allen diesen Schätzen hier weit vorziehe."

Er brachte das Körnlein in seinem Garten mit großer Sorgfalt in die Erde, und bekam noch im nämlichen Jahre so viel Saamen, daß er im nächsten Jahr ein großes Stück Land damit anbauen konnte. Als die Leute zuerst den prächtig blühenden Acker voll großer Purpurblumen sahen, und dann erst das reine, schöne Oel kosteten, das aus den Saamenkörnern bereitet ward, begriffen sie, jenes einzige kleine Körnlein werde eine große Wohlthat über das ganze Land bringen, und sagten einmüthig:

„Die Segensfülle ist unendlich groß,
Die Gott in's kleinste Saamenkorn verschloß."

25. Die Kürbisse.

Andreas, der Sohn eines Bauers, hatte auf seinem Kasten mehrere goldgelbe Kürbisse stehen, die ihn sehr freuten. Eines Tages waren sie ihm alle weggekommen, und er war darüber sehr aufgebracht. Er klagte es dem

Vater, der mit der Mutter eben in die Stadt fahren wollte.

„Mache von den Kürbissen nicht so viel Aufhebens, sagte der Vater, und geh an deine Arbeit. Schlage diesen Nachmittag das Korn droben auf dem Boden fleißig um, und ich stehe dir dafür, du sollst deine Kürbisse wieder bekommen.“

Abends kam der Vater wieder zurück und fragte: „Hast du den Kornhaufen umgestürzt?“ „Ja!“ sagte der Sohn. „Sind deine Kürbisse zum Vorschein gekommen?“ fragte der Vater weiter. „Nein! antwortete der Sohn.“

„O du frecher, unverschämter Lügner! rief jezt der Vater mit zorniger Stimme; habe ich dich jezt ertappt? Sieh, ich wollte dich nur prüfen, und habe deßhalb die Kürbisse an verschiedenen Stellen in dem Kornhaufen versteckt. Wenn du das tapfer herum geschaufelt hättest, so hättest du sie sicher gefunden. Jezt aber ist deine Lüge am Tag.“

Der Sohn wurde feuerroth vor Schaam, und bat den Vater flehentlich um Verzeihung. Der Vater sprach: „Ich will dir verzeihen, wenn du mir versprichst, den Spruch nie zu vergessen, sondern ihn recht oft zu bedenken:

Es kommt einst ein Tag voll Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken!“

26. Der Kohl.

Eine fleißige Mutter baute in ihrem Garten Gemüse aller Art. Eines Tages sagte sie zu ihrer kleinen Tochter: „Lieschen, sieh da an der untern Seite dieses Kohlblattes die kleinen, netten, gelben Dingerchen. Das sind die Eylein, aus denen die verderblichen Raupen kommen. Suche diesen Nachmittag alle Blätter ab und zerdrücke diese Eylein, so wird unser Kohl immer schön grün und unversehrt bleiben.“

Lieschen dachte, zu dieser Arbeit sey es allemal noch Zeit, und vergaß es am Ende gar darauf. Die Mutter

war einige Wochen nicht wohl, und kam nicht in den Garten. Als sie aber wieder gesund war, nahm sie das saumselige Mädchen bei der Hand und führte sie zu den Kohlbeeten — und sieh, aller Kohl war rein abgefressen! Man sah davon nichts mehr als die Stengel und die Gerippe der Blätter. Das erschrockene und beschämte Mädchen weinte über ihre Nachläßigkeit. Die Mutter aber sagte: „Thue doch, was heute seyn kann, sogleich heute, und verschiebe niemals etwas auf morgen.“

„Noch wichtiger aber, sprach die Mutter, ist eine andere Lehre, die gleichsam auf diesen übel zugerichteten Blättern geschrieben steht:

Das Böse mußt du Anfangs gleich zernichten,
Sonst wird's am Ende dich zu Grunde richten.“

27. Reis und Stroh.

Eine arme Wittwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüsch, wo sie Reisholz gesammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen und jeder der Knaben einen kleinen Büschel Weidenreis auf dem Kopfe, das mit einem Strohbande zusammen gebunden war.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und sie baten ihn um ein Almosen. Der reiche Mann sagte aber zur Wittwe: „Ihr braucht nicht zu betteln. Uebergebt die zwei Knaben mir; da sollen sie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.“ Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann versicherte, es sey wirklich sein Ernst. Sie willigte endlich ein, und der Kaufmann ließ den einen Knaben das Korbmachen und den andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Strohhüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmann. Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Dukaten, und sprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr, ich habe Wort gehalten?“

AUGSBURG

O bleibet stets dem Fleiße hold;
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

28. Der Splitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erschlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fakeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube ging, bemerkte er mit Entsetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thür lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht läugnete anfangs trotzig die That — allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte und bekannte nun alles ein. Er habe, sagte er, es gewußt, daß der Amtsbote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den Amtsboten, der immer sein guter Freund war, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte er uneröffnet unter seinem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord begieng, nicht einmal gesehen! Er wurde unter einem großen Zulauf des Volks durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das Vergehen an den Tag gebracht habe.

Flieht, Menschen, jede böse That, und scheut
Des Höchsten strafende Gerechtigkeit.

29. Der schöne Eichbaum.

Ein Schäfer saß in dem Schatten einer Eiche, und

sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landmiliz dienten und in ihren blau und rothen Monturen und mit ihren Bärenmützen und glänzenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten.

Sie blieben stehen und bewunderten die prächtige Eiche. „Ein schöner Baum! sagte der Eine. Wenn sein Holz zum Verkohlen taugte, wollte ich wohl etwas daran gewinnen!“ „Das könnte wohl seyn, Kohlenbrenner!“ sagte der Schäfer.

Der Andere rief: „Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohe versehen.“ „Wohl wahr, Gerber, sagte der Schäfer; es wäre aber doch Schade um den schönen Baum!“

Der Dritte sprach: „Ei, ei, wie hängt der Baum so voll Eicheln! Wenn ich sie meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute Würste zu Markt bringen.“ Der Schäfer sagte: „Die Eicheln werden bald versteigert: da müßt Ihr auch darauf bieten, Meister Mezger!“

Als die drei Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: „Vater! Kennst du diese Männer schon länger? „Nein, sprach der Schäfer; ich sehe sie heute zum ersten Mal.“ „Aber, fragte der Knabe weiter, woher weißt du denn, daß der Erste ein Köhler, der Zweite ein Gerber, und der Dritte ein Mezger sey? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle drei wie Soldaten gekleidet.“

„An den Kleidern, sprach der Vater, merkt man es freilich nicht; ich nahm es aber aus ihren Reden ab. — Jeder Mensch redet gern von seinen Geschäften; am allerliebsten aber von dem, wovon ihm das Herz voll ist. So reden gute Menschen nur Gutes; böse Menschen hingegen verrathen sich bald durch böse Reden, und so kann man sie leicht kennen lernen und sich vor ihnen in Acht nehmen.“

Was tief im Menschenherzen steckt,
Der Mund des Menschen bald entdeckt.

30. Die Rosen und die Bienen.

Adolph wollte einmal eine Rose pflücken, und stach sich an den Dornen, daß er brennende Schmerzen fühlte; ein anderes Mal wollte er von einem Bienenstocke Honig naschen, und die Bienen versetzten ihm mehrere sehr schmerzliche Stiche.

„Aber warum, sprach er zu seinem Vater, haben doch die schönen Rosen so spitzige Dornen und die honigreichen Bienen so giftige Stacheln?“

„Es ist nur zur Erinnerung, sprach der Vater, daß selbst das Schöne und Süße in der Natur den unvorsichtigen Menschenkindern verderblich werden könne. Laß es dir deßhalb gesagt seyn:

Was schön und süß — hat man wohl gern,
Doch die Gefahr ist niemals fern.“

31. Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um dem reichen Müller sein Geld zu rauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn. Der jüngere Räuber fuhr zusammen und sagte leise: „Der Hahn hat mich recht erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte auskommen.“ „Du furchtsamer Tropf! sprach der ältere, wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder. Dann kräht kein Hahn darnach!“ Die Bösewichter ermordeten auch wirklich den Müller, und machten sich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide davon erwachten. „Der verwünschte Hahn, sprach der ältere Räuber; ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider.“ „Geht's dir auch so, wie mir! sprach der jüngere. Wir hätten den Müller

nicht umbringen sollen. Denn seit der Zeit geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz."

Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Gespräch gehört, und sogleich die Anzeige gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: "So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat."

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht,
Nimm dich vor Bösesthun in Acht.

32. Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerin, saß eines Abends allein in ihrer Stube und spann. Da kam bei der offenen Thür mit langsam bedächtlichen Tritten eine Henne herein, die der Nachbarin gehörte. Brigitte machte geschwind die Thür zu, fieng die Henne und trug sie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. "Hier will ich sie heimlich füttern, sagte sie, so bekomme ich nach und nach einige Dutzend Eier."

Wirklich legte die Henne sogleich am nächsten Morgen ein Ey. Allein einen Umstand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ey gelegt war, fieng die Henne an, mächtig zu gackern. Brigitte sprang eilig die Stiege hinauf, sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarin hatte das Gackern bereits gehört, trat mit einem Mal laut schmählend in die Kammer und nahm ihre Henne wieder mit sich fort. Brigitte hatte von der reichen Nachbarin bisher öfter Mehl, Butter und Eier geschenkt bekommen; allein von nun an erhielt sie nicht mehr das Geringste und kam überdieß noch in den üblen Ruf einer Diebin.

Unrechtes Gut duld' nicht im Haus,
Es ruft oft selbst den Diebstahl aus.

33. Die Tauben.

Emmerich und Leopold, zwey muntere Knaben, waren Nachbarn. Emmerich, der reich war, hatte mehrere sehr schöne Tauben, der arme Leopold nur einige wenige von der gemeinsten Art.

Eines Tages flogen von Emmerichs Tauben ein Paar herüber in Leopolds Schlag, und fingen an, hier zu nisten. Der arme Leopold dachte: „Wie glücklich wäre ich, wenn ich diese Tauben hätte! Sie sind so blendend weiß wie Schnee, und Scheitel und Schweif ist so glänzend schwarz wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade diese am besten.“ Es kam ihm wohl die Versuchung, sie zu behalten und heimlich einzusperren. „Aber nein, sagte er: Unredlichkeit bringt keinen Segen!“ Er schloß den Schlag, fing die Tauben und trug sie dem Emmerich wieder hinüber.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude. Um ihm wieder eine Freude zu machen, nahm er die ersten Eier, die er von den schönen Tauben erhielt, schlich sich damit heimlich in Leopolds Schlag, und legte sie einer gemeinen grauen Taube anstatt der ihrigen unter.

Als nun die Jungen auskrochen und Federn bekamen, war Leopold höchst erstaunt, daß sie gerade so schön weiß und schwarz wurden, wie Emmerichs schönstes Taubenpaar. Er sprang voll Freude zu Emmerich hinüber, und verkündete ihm, wie wunderbar seine Ehrlichkeit belohnt worden.

Emmerich lächelte, erzählte, wie er die Eier ausgewechselt habe, fügte aber am Ende der Erzählung noch bei: „Du darfst indessen sicher glauben, daß Gott an deiner Ehrlichkeit noch mehr Wohlgefallen habe als ich, und sie noch reichlicher belohnen werde, als ein Mensch auf Erden es könnte. Denn, sagte er:

„Des Höchsten bester Segen ruht
Auf dem, der niemals Unrecht thut.“

34. Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte die Mutter: „Kinder, thut mir doch den lieben Vögelein nichts zu Leid. Wer die Schwalben von seinem Hause vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest in seiner Kammer zerstört, und die Eylein zertreten — und von der Zeit an ging es mit seinem Hauswesen zurück, und er gerieth in das Verderben."

Der kleine Christian fragte den Vater, ob das so sey? Der Vater antwortete: „In einem gewissen Sinne ist es auch wirklich so. Der Nachbar hat nämlich die frommen einfachen Sitten seiner Voreltern verlassen. Seine Voreltern und Eltern duldeten die Schwalben mit milder Schonung, und ließen sich von den muntern geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, wurde unwillig, daß die Schwalben ihn in seinem Morgenschlafe störten, und vertilgte deßhalb ihr Nest. Der rohe unfreundliche Sinn also, mit dem der faule, verschwenderische Mann die Schwalben verscheuchte — vertrieb zugleich mit den Schwalben Glück und Segen von seinem Hause. Und da traf es denn zu:

Wo Sünd und Laster sich einfinden,
Da müssen Glück und Segen schwinden."

35. Die Spatzen.

Konrad, ein Schloßer, zerstörte eines Morgens voll Zorn die Spatzennester unter seinem Hausdache. Der kleine Pius des Nachbars sagte zu Konrads Töchterlein: „Du, Hannchen, warum hat dein Vater denn einen gar so argen Zorn über die Spatzen?" „Ha, sagte das Kind, seit der Vater einmal den goldenen Kelch und das Paar silberne Leuchter heimgebracht hat, schreien die Spatzen alle Morgen mit Anbruch des Tages: Dieb! Dieb! —

Der kleine Pius erzählte das seinen Eltern. Sie erschracken darüber sehr; denn wirklich war vor einem Jahr in der Kirche des Dorfes ein solcher Diebstahl begangen worden, und man hatte den Thäter noch nicht ausfindig machen können. Der Vater des Knaben sprach daher im Vertrauen mit dem Amtmanne. Der kluge Beamte hieß ihn schweigen, forschete heimlich nach, fand, daß der Schlosser mehr Geld ausgebe, als er verdiente, und ließ ihn einfangen. Da kam es denn heraus, daß der Schlosser mit seinem Hauptschlüssel die Sakristeithür geöffnet, und den Kirchendiebstahl begangen hatte.

Der Schlosser war über die Spatzen noch aufgebrachter als zuvor. Allein der Amtmann sagte: „Nicht die Spatzen haben dich verrathen, sondern dein Gewissen. Das böse Gewissen ist ein beständiger Ankläger, der nie ruht und schon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat.“

Es wird, begehst du böse Thaten,
Dich dein Gewissen bald verrathen.

36. Die Emmerlinge.

Zwei Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbei kamen, hatte die kleine Bertha herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein, die hungrig auf der bereiften Hecke saßen. Sie öffnete das Säcklein, und streuete ihnen ein Paar Händchen voll Körner vor.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr und sagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur; du wirst gewiß weniger Mehl bekommen, und unsere Eltern werden dich deßhalb bestrafen.“ Bertha erschrack und sagte: „Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsre guten Eltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weise dafür segnen.“

Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, sieh — da war in dem Sacke der

mitleidigen Bertha noch einmal so viel Mehl, als in Roberts Sack. Robert erstaunte, und Bertha war sehr geneigt, dieß für ein Wunder anzusehen.

Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, sagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, so darfst du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott bescheret hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen.“

Es bringt uns stets den besten Segen,
Ein mitleidvolles Herz zuwegen.

37. Die Meise.

„Sieh doch die prächtige Kohlmeise dort auf dem Apfelbaume! sagte Lorenz zu seiner Schwester Luzie. Die will ich bald haben.“ Er kletterte auf den Baum, stellte dort einen Meisenschlag auf, und verbarg sich dann mit seiner Schwester in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern.

Die Meise ging wirklich in die Falle und Lorenz war sogleich wieder auf dem Baume — fiel aber, indem er den Vogel heraus nehmen wollte, sammt dem Meisenschlag herab. Der Vogel war entwischt, und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Aste die Hand verwundet, daß sie blutete. —

Luzie sagte: „O du armer Bruder! Nun wirst du es wohl bleiben lassen, noch einmal auf den Baum zu steigen, um die Meise zu fangen. Denn du könntest ja noch Arm und Beine brechen.“

„Ei, sagte Lorenz lachend, deßhalb bleibe ich nicht drunten. Allein meine Mühe wäre jetzt vergebens. Denn die Meise scheut jetzt den Schlag, in dem sie scho einmal gefangen war.“

„Wenn das so ist, sagte Luzie, so ist die Meise ja klüger als du. Sie geht nicht mehr dahin, wo sie Gefahr wittert. Du aber bist erst diesen Augenblick mit einer Wunde davon gekommen und mit genauer Noth einem noch

größern Unglücke entgangen — und würdest dich doch mit lachendem Munde auf's neue in die Gefahr wagen.“

Wen kleines Unglück nicht kann weiser machen,
Der wird am Ende weinen — statt zu lachen.

38. Der Kukuk.

1.

An einem lieblichen Maymorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kukuk das erste Mal hören.

„Das ist ein Glücksvogel, sagte der abergläubische Jörg; sein Ruf verkündet mir Glück; zum wenigsten eine Tasche voll Geld.“

„Warum denn gerade dir? sprach Michel, der eben so abergläubisch war. Ich sehe nicht, warum du bei dem Kukuk höher in Gnaden stehen solltest, als ich. Ich bin wohl noch besser als du, und ich behaupte, mir verkünde er Glück.“

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fingen sie nun an zu streiten; vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, im größten Zorn auseinander.

Leidenschaft und Aberglauben
Können jede Lust uns rauben.

2.

Beide Schläger kamen bei dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen, und fragten ihn, welchem von ihnen beiden wohl der Kukuk ein Glücksvogel seyn möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden — sondern mir. Denn euch beide hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt — mir aber schafft er Geld in die Tasche.“

Ein Streit wird immer Beide reuen,
Und kann den Dritten nur erfreuen.

39. Das Rebhühnernest.

Auf einem Kornacker nahe am Walde fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns. Es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du, sagte der Größere, nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel werth als die Henne.“ „Wenn das ist, sagte der Kleinere, so gieb mir die Henne, und behalte du die Eier!“

Sie fingen nun an, mit einander zu zanken und geriethen einander in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie gar nichts und sagten zu einander: „Unser Vater hat doch recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ey begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen.“

40. Der Papagei.

Ein alter Matrose oder Schiffknecht kaufte in einem fernen Welttheile einen Papagei, der mit prächtigen hellgrünen Federn prangte. Der gute Mann wollte ihn der Tochter des Kaufmannes, auf dessen Schiffe er diente, als ein Geschenk von der Reise mitbringen.

Auf der Heimfahrt bekam der Matrose einen heftigen Husten, und wurde deßhalb von aller Arbeit frei gesprochen. Er lehrte nun in seinen müßigen Stunden den Vogel einige Worte sprechen, damit die kleine Fanni eine desto größere Freude haben möge.

Als der Matrose das Geschenk überreichte, rief der Vogel auch wirklich zur großen Freude der Eltern und der Tochter: „Es lebe Fanni!“ Aber kaum hatte der Vogel diese Worte gesprochen, so fieng er zum großen Verdruße des Matrosen an, so abscheulich zu husten und zu räuspern, daß alle in ein Gelächter ausbrachen.

Fanni sagte: „Das ist dumm von dem Papagei, daß er nicht nur die Worte, sondern auch den Husten seines Lehrmeisters nachmachte.“ Die Mutter befahl, den einfältigen Vogel sogleich aus dem Hause zu schaffen. Der Vater aber sprach: „So dumm dieser Vogel ist, so giebt

er uns doch die weise Lehre: Wir sollen nur das Schickliche und Gute, das wir an Andern bemerken, nachahmen, aber nicht, was unschicklich und böse ist."

Kind, ahm' nicht alles Andern nach,
Sonst bringt es dir nur Spott und Schmach.

41. Das schöne Reitpferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Husaren im Quartier. Kurt, der Roßhändler, der zugleich ein Roßdieb war, stahl in der Nacht den Husaren eines der schönsten Pferde und versteckte es im Walde. Als die Husaren fort waren, ritt er mit dem gestohlenen Pferde in eine weit entfernte Gegend, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wollte jedoch nicht hindurch, sondern außen daran vorbei reiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wiese eine Schaar Dragoner, die eben exerzieren wollten. Sobald nun die Trompete erklang, setzte das Pferd sammt dem erschrockenen Kurt über den Straßengraben, schloß sich an Reih' und Glieder der Kriegspferde an, und machte nach dem Kommandowort alle Bewegungen und Schwenkungen, bald im Trab' und bald im Galopp, auf das genaueste mit. Die Soldaten lachten den armen, zitternden Kurt beständig aus: er aber schwitzte vor Angst große Tropfen.

Als das Exerzieren endlich vorbei war, umringten ihn Soldaten und Offiziere, und der Oberst sprach sehr bedenklich: "Das ist ein junges, schönes, wohl abgerichtetes Soldatenpferd. Wie seyd Ihr zu dem Pferde gekommen? Kurt sagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht bestimmt angeben; er kam in weitere Untersuchungen, wurde des Diebstahls überwiesen, und als ein Roßdieb bestraft.

Wer je gestohlen und gelogen,
Wird immerhin zur Straf gezogen.

42. Das Füllen.

Herr von Brink kam eines Abends ganz unvermu-

thet auf seinem Landgute an. Als er Morgens an das Fenster trat, sah er auf seinem schönsten Dinkelacker ein jähriges Füllen, das muthig darauf herum sprang, öfters ausschlug und großen Schaden anrichtete.

Was soll das seyn, sprach er zu seinem Hausmeister; warum gibt man auf das junge Pferd nicht besser Acht? Der Hausmeister sagte, sich verbeugend: „Das Füllen gehört uns gar nicht, es gehört dem Müller. Ich will es aber sogleich selbst aus dem Acker wegtreiben, und dem nachläßigen Müller einen Verweis geben.“

Am Abende ging der Herr von Brink an der Mühle vorbei, und sprach zum Müller, der unter der Thür stand: „Du, wenn ich dein Füllen noch einmal auf meinem Acker erblicke, so schieße ich es ohne weiters todt! Der Müller sagte mit lachendem Munde: „Euer Gnaden können dieses keck thun: ich habe nichts dagegen.“

Am andern Morgen sah der Herr das Füllen wieder auf dem Acker. „Der boshafte Müller will meiner nur spotten!“ sagte er, nahm seine Flinte von der Wand, und schoß das Füllen auf der Stelle nieder.

Da sprangen die Knechte und Mägde unten vor dem Fenster zusammen, und riefen: „Ach gnädiger Herr, was haben Sie gethan! Warum erschießen Sie doch ihr schönes, junges Pferd: Sie haben ja sich selbst großen Schaden zugefügt.“ Der Herr sah nun wohl, daß er zu hitzig gewesen. Indeß sagte er: „Der lügenhafte Hausmeister ist an dem ganzen Unglücke Schuld, und er soll mir zur Strafe für seine Lüge das Füllen bei Heller und Pfennig bezahlen.“

Die Lüge macht kein Uebel besser;
Es wird durch Lügen nur noch größer.

43. Die Kuh.

Verene, eine Wittwe, lebte mit ihren zwei Töchtern in ziemlich dürftigen Umständen. Was sie die Woche hindurch erwarben, verzehrten sie auch wieder. Ueberdieß verloren sie eines Tages ihre einzige Kuh, und waren darüber höchst bestürzt. „Ach, sagten sie, wenn Gott

uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns ist es unmöglich, so viel Geld aufzutreiben.“ „Thut das Eurige getreu, sagte die Nachbarin; so wird Gott auch das Seinige thun.

„Aber was sollen wir denn thun? fragte Verene. Die Nachbarin sprach: „Ihr müßt für's Erste durch Fleiß eure Einnahme vermehren. Ihr seyd eurer Drei und versteht euch gut auf's Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich eine Stunde mehr; es müßte doch schlecht seyn, wenn nicht jede ein Paar Kreuzer weiter verdiente. Für's Zweite müßt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgabe vermindern. Ihr trinkt da zum Frühstück täglich so eine Art Brühe, die ihr Kaffee nennet. Obwohl ihr wenig Kaffee und Zucker dazu nehmt, so kostet das Ding euch doch zu viel; eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter ist, so erspart jede von euch wenigstens ein Paar Kreuzer. Befolgt diese zwei Stücke, legt das, was ihr so verdient und erspart, zurück, und ihr werdet bald so viel Geld beisammen haben, als eine schöne Kuh kostet.“

Verene und ihre Töchter befolgten den guten Rath, und als das Jahr verflossen war, hatten sie noch einmal so viel Geld, als sie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was noch mehr war, sie hatten dabei gelernt, ihre dürftigen Umstände durch Fleiß und Sparsamkeit zu verbessern, und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarin aber sagte: „Seht ihr, Gott gibt einem die Kuh schon, aber nicht am Horn!“

Läßt du es an dir selbst nicht fehlen,
Auf Gott kannst du dann sicher zählen.

44. Die Kuhschelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Buchwalde die Kühe. Alle Kühe waren mit Schellen versehen; die schönste Kuh aber hatte die schönste Schelle. Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und sagte: „Das ist eine prächtige Schelle! Was hat sie wohl gekostet?“ „Einen Thaler!“ sagte Wendelin. „Nicht

mehr? rief der fremde Mann; ich gebe dir sogleich zwei Thaler dafür." Wendelin gab dem Manne die Schelle, und schob die zwei Thaler mit Freuden in die Tasche. Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin nicht mehr, wo sie war. Die Kuh entfernte sich etwas von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der ein Schelm war, und sich im Gebüsche versteckt hielt, ergriff die Kuh beim Horn und führte sie heimlich davon.

Wer allzu reichlichen Gewinn anbietet,
Verdient, daß man vor ihm sich hütet.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hause, und erzählte die Geschichte. "Ach, sagte er, das hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deßhalb die Schelle so gut bezahle, um die Kuh zu bekommen!" Der Vater aber sprach: "Wie der Schelm dich betrogen hat, so will die Sündenlust uns alle betrügen. Sie bringt uns Anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verlust. Läßt man ihr nur einen Finger, so bemächtigt sie sich bald der ganzen Hand. Merk dir daher den Spruch:

"Der Sünde trau in keinem Theil —
Sie raubt dir sonst dein ganzes Heil."

3.

Die Mutter sprach: "Aber, lieber Wendelin, dachtest du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?" "Ach, sagte Wendelin, das Geld hat mich ganz verblendet. Ich dachte nur: Da kann ich mit schönster Art einen Thaler gewinnen. Die Schelle ist nur eine unnöthige Zierde; die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erst als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene." "So geht es leichtsinnigen und leidenschaftlichen Menschen, sprach die Mutter. Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein erst am Ende werden sie mit Schaden klug und sehen ein, daß solche Gebräuche ihren guten Grund hatten."

Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer sie aufgibt, bald erfahren.

45. Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Sonntags früh sprach sie zu ihrer Magd: „Creszenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Schließ doch die Hausthür fleißig zu. Ich habe dir das schon öfter gesagt; folg mir einmal. Sonst könnte sich leicht jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten.“

Die Frau ging; Creszenz holte über eine Weile Wasser am Brunnen, und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. „Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen!“ sagte sie, und lachte über die Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Creszenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Geisbock zur Hausthür hinein, sprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sey noch ein Bock da, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte auch so. Plötzlich sprang jezt der rechte Bock auf den eingebildeten los und stieß so gewaltig auf ihn zu — daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Creszenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthür herein, und hörte das Klingeln der Glasscherben. Sie lief in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen wieder aus dem Hause. Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz!

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams und des angerichteten Schadens ohne Lohn fortgeschickt. In ihrem neuen Dienste durfte man ihr es nicht mehr befehlen, die Thüren zu schließen. Es traf bei ihr das Sprüchlein zu:

„Wem weise Warnung nicht genug,
Der wird zuletzt mit Schaden klug.“

46. Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tanau, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so gut sie konnte, und nach zwanzig Jahren erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsch' — fehlte, und in dem Gebüsche rief eine klägliche Stimme: „O Jesu, ich bin getroffen!“ Hubert eilte hin — und sieh, ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn, umfing ihn, bat ihn lautjammernd um Vergebung, und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jezt offenbaren. Ich bin der Mörder deines Vaters. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden — und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen! Gott ist gerecht!“ seufzte er noch, indem er verschied — und ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein.

Ihr Menschen, hütet euch vor Sünden,
Gott weiß Verbrecher wohl zu finden.

47. Die Karpfen.

Ein Fischer hatte neben seiner Hütte einen Weiher voll schöner Karpfen, und Ottmar, der Fischerjunge, mußte von Zeit zu Zeit ein Lägel voll auf seinem Rücken zum Verkaufe austragen.

Einmal stahl nun Ottmar aus dem herrschaftlichen Teiche einen schönen Karpfen, und that ihn heimlich in die Lägel zu den übrigen Fischen. Als er aber zu der Frau Amtmännin kam, rief sie, sobald sie diesen Karpfen erblickte: „Ach, der ist aus dem herrschaftlichen Wei-

her; ich kenne ihn genau.“ Ottmar bekam nichts für den Fisch, und wurde noch überdieß als ein Dieb vier und zwanzig Stunden lang eingesperrt.

Nach einiger Zeit stahl Ottmar der Herrschaft abermals einen Karpfen, er kam damit zu einem Jäger. Der Jäger betrachtete den Karpfen in der Lägel und sagte: „Diesen da hast du der Herrschaft gestohlen!“ und Ottmar kam nun auf drei Tage bei Wasser und Brod in den Thurm.

Der junge Dieb wollte sein Glück noch einmal versuchen. Er stahl aus dem Weiher der Herrschaft einen großen Spiegelkarpfen und trug ihn auf den Fischmarkt in die Stadt, wo man von Ottmar und seinen Streichen nichts wußte. Allein ein Stadtdiener, der auf dem Fischmarkt umher ging, rief auf einmal: „Das ist ein gestohlener Fisch!“ Ottmar mußte mit dem Manne vor das Stadtgericht, und bekam viele Schläge.

„Mich wundert nichts, sagte Ottmar, als wie man es diesen Fischen sogleich ansieht, daß sie gestohlen sind!“ Das Kunststück bestand aber darin, daß der Verwalter den jungen Karpfen, ehe er sie in den Teich that, ein klein wenig von den Schwanzflossen abstutzte, und nur einigen vertrauten Leuten davon sagte. Wer nicht davon wußte, konnte es kaum bemerken. Nachdem Ottmar lange vergebens nachgesonnen, sagte er: „Sey das, wie es wolle, ich weiß nun doch so viel:

„Ein Diebstahl ist schwer zu verhehlen:
Am Besten ist's — gar nicht zu stehlen.“

48. Die Eidechse.

Eine arme Mutter ging mit ihren zwei Kindern auf den Schloßberg nicht weit von ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheken zu sammeln. „Seht, sagte sie, als sie oben war, zu den Kindern, da an diesen Felsen herum ist alles roth von Erdbeeren; pflückt und esset nach Herzenslust! Ich will indessen zwischen jenen alten Mauern Kräuter suchen.“

Sie ging. Allein kaum hatte sie einige Kräuter ab-

gepflückt, so fing das kleine Lieschen an laut zu schreien. Die Mutter sprang erschrocken hin — und das Mädchen stand mit Augen voll Thränen da und sagte: „O Mutter! die böse Schlange wollte mich beißen!“ Allein der Knabe lachte und sagte: „Es war nichts als eine Eidechse!“

„Nun, sprach die Mutter, das ist ja ein schönes goldgrünes Thierchen, das keinem Menschen ein Leid thut.“ Allein, da die Mutter noch redete, entstand plötzlich ein so furchtbares Getöse, als donnerte es, und der Berg ward so erschüttert, wie bei einem Erdbeben. Alle blickten erschrocken umher, und sieh — die dicke Mauer, an der die Mutter Kräuter gesammelt hatte, war eingefallen.

„O Kinder! sprach die Mutter, laßt uns Gottes heilige Vorsehung anbeten. Durch eine Eidechse — wer sollte es glauben! — rettete mir Gott das Leben. Hätte die Eidechse nicht eben in dem rechten Augenblicke Lieschen erschreckt — so läge ich jetzt unter jenen Steinen begraben.“

Der Mensch sieht — hat er helle Augen nur —
Von Gottes Vorsicht überall die Spur.

49. Die Sonne.

Die fleißige Afra kam mit ihren zwei Kindern Abends spät von der Feldarbeit nach Hause. Als sie in die Stube traten, stand ein brennendes Oellicht auf dem Tische. Georg rief höchst erstaunt: „Es war kein Mensch im Hause. Wer hat wohl das Licht angezündet!“ „Ei, rief Gretchen, wer anders, als der Vater! Gewiß ist er indeß aus der Stadt nach Hause gekommen!“ Die Kinder suchten ihn und fanden ihn zu ihrer großen Freude sogleich in der nächsten Kammer.

Am folgenden Tage recheten Eltern und Kinder auf ihrer großen Wiese Heu auf. Die Sonne schien ungemein hell und schön, und die Kinder bezeugten darüber eine große Freude. „Nun, Kinder, sprach der Vater, ihr habt gestern sogleich errathen, daß ich das Licht in unserer Stube angezündet habe. Wenn ihr nun dieses

schöne herrliche Licht da droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, sollte es euch denn nicht einfallen, wer es wohl angezündet habe?"

"O ja wohl, sagte Gretchen, das hat der liebe Gott gethan. Das kleinste Oellichtlein zündet sich ja nicht von selbst an; und so muß ja auch Einer seyn, der die Sonne angezündet hat. Das meine ich, müßte uns die Vernunft eingeben, wenn wir das schöne Reimlein nicht gehört hätten:

"Der goldnen Sonne Glanz und Pracht,
Verkündet Gottes Huld und Macht."

50. Der Mond.

Vater Richard war Morgens mit seinem kleinen Friz in die Stadt gegangen; die Mutter und die kleine Thekla gingen ihnen Abends entgegen. Es ward ziemlich spät, bis sie einander endlich begegneten. Die Mutter sagte, sie habe schon angefangen zu sorgen. Allein Friz sprach: "Es hatte keine Gefahr! Der Mond dort über den waldigen Bergen leuchtete uns auf das freundlichste und ging uns von dem Stadtthore an bis hieher immer getreulich zur Seite." Thekla sagte: "Auch uns hat er von unsrer Hausthür an bis hieher beständig begleitet!" Friz rief: "Das glaub ich nicht! Wie könnte der Mond zu gleicher Zeit den Weg von der Stadt zum Dorfe und von dem Dorfe zur Stadt machen? Kann er zugleich vorwärts und rückwärts gehen? Ich könnte es einmal nicht. Kurz, es ist unmöglich."

Der Vater sprach: "Lieber Friz! Was dir unbegreiflich scheint, begreife ich sehr wohl. Ich könnte es dir auch erklären; allein mit deinem kleinen Verstande würdest du die Erklärung noch nicht fassen. Die Sache muß dir also vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben. Indeß mag der schöne freundliche Mond, dessen Wandel am Himmel du nicht begreifst, dir die gute Lehre geben: Da es schon unterm Monde viele Sachen gibt, die wir nicht begreifen; so darf es uns nicht wundern, daß es auch über dem Monde einige gebe, die unbegreiflich sind. Man=

ches ist uns in unsrer heiligen Religion unbegreiflich; allein bloß unser beschränkter Verstand ist Schuld daran."

Mit gutem Grunde glaubt ein Christ,
Was ihm ein heiliges Geheimniß ist.

51. Der schönste Stern.

1.

"Sieh doch, Schwester, wie hell und schön der Abendstern glänzt! sagte Max. Er ist doch der schönste Stern am ganzen Himmel." Er ist sehr schön, sagte Friderike; aber der freundliche Morgenstern ist doch noch viel schöner und glänzender." Sie fingen an zu streiten und brachten ihren Streit vor den Vater. Der Vater sprach: "O ihr unwissenden Kinder, was redet ihr da von zweierlei Sternen! Eben dieser nämliche schöne Stern da heißt Morgenstern, wenn er Morgens, und Abendstern, wenn er Abends an dem Himmel steht."

Oft hört man um zwei Namen streiten,
Die eine Sache nur bedeuten.

2.

Die Mutter sagte: "In einem Sinne mag Friderike doch recht haben. Der freundliche Stern leuchtet zwar sowohl am Morgen als am Abende mit gleich hellem Glanze. Allein am frühen Morgen sind wir heiterer und fröhlicher als am späten Abende, und da ist es denn sehr natürlich, daß uns der Morgenstern schöner vorkomme, als der Abendstern. Der schöne Stern mag euch also, ihr Kinder, an das Sprüchlein erinnern:

Viel besser ist es früh aufsteh'n,
Als Abends spät zu Bette geh'n."

52. Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder heim ging, erhob sich ein Sturmwind; es fing an zu regnen, zu blitzen und zu donnern. Franz fürchtete sich sehr, und verkroch sich

in eine hohle Eiche unweit des Weges. Denn er wußte nicht, wie gern der Blitz in hohe Bäume schlage.

Allein auf einmal hörte er eine Stimme, die rief: „Franz! Franz! Komm, o komm doch geschwind hervor!“ Franz kam aus dem hohlen Baume hervor — und beinahe in eben dem Augenblicke schlug der Blitz in den Baum, und furchtbar krachte der Donner. Die Erde bebte unter dem erschrockenen Knaben und es war ihm, als stehe er ganz im Feuer. Allein es war ihm kein Leid geschehen, und er sagte mit erhobenen Händen: „Diese Stimme kam vom Himmel! Du, lieber Gott, hast mich gerettet!“

Die Stimme rief aber noch einmal: „Franz, Franz! Hörest du mich denn nicht?“ Es war eine Bäuerin, die so rief. Franz lief zu ihr hin, und sagte: „Da bin ich? Was wollt Ihr von mir?“ Die Bäuerin sprach: „Dich hab ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hütete dort am Bach die Gänse, und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben. Ich kam, ihn nach Haus zu führen. Sieh, da kommt er endlich aus dem Gebüsche hervor.“

Franz, der Knabe aus der Stadt, erzählte jetzt, wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten. Die Bäuerin faltete andächtig die Hände und sprach: „O mein Kind, danke darum Gott nicht weniger, obwohl die Stimme aus dem Munde einer geringen Bäuerin kam. Denn Gott hat es so gefügt, daß ich dir bei deinem Namen rufen mußte, ohne etwas von dir zu wissen.“ Ja, ja, sagte Franz mit Thränen im Auge, Gott bediente sich zwar Eurer Stimme, mich zu retten, aber die Hülfe kam dennoch vom Himmel!

Das Heil kommt nicht von ungefähr,
Es rührt vom lieben Gotte her.

53. Das Regenbogenschüsselein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offenen Fenster, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens: „Liebe Mutter,

fing sie über eine Weile an, soll es denn wahr seyn, daß allemal, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, ein goldenes Schüsselein vom Himmel falle; daß aber nur ein Sonntagskind es finden könne. Gibt es ein solches Kleinod des Himmels, und wer sind die Sonntagskinder, denen es bescheert ist?"

Die Mutter sagte: "Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren seyn: die Hauptsache ist, daß sie keine alltägliche Menschen, sondern immer und überall so fromm und sittsam seyen, wie Sonntags in der Kirche. Sey du ein solches Sonntagskind, und du wirst jenes goldene Kleinod sicher erlangen."

Lina befliß sich, von ganzem Herzen fromm und gut zu seyn, und so oft sie einen Regenbogen erblickte, eilte sie auf das Feld, und suchte nach dem goldenen Schüsselchen. Sie fand freilich kein solches Kleinod; allein da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Und als sie nun größer und verständiger geworden, und wieder ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: "Nun, Lina, gehest du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?" "Liebe Mutter, sprach Lina, ich war vorhin ein thörichtes Kind; jetzt aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold, und wäre es auch vom Himmel gefallen." "So ist es, liebste Lina! sprach die Mutter. Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte, und das alle Erdenschätze weit übertrifft, ist das wahre Glück der Menschen. Außer uns in der Welt suchen wir es vergebens; wir finden denn es innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen."

Sey fromm, so wird das größte Glück auf Erden
Ganz sicherlich dein bleibend Erbtheil werden.

54. Die vier Elemente.

"Ich will ein Gärtner werden, sagte Philipp, als er vierzehn Jahr alt war, und ein Handwerk lernen sollte.

Es ist schön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben!" Allein nach einiger Zeit kam er wieder heim, und klagte, er müsse sich da immer zur Erde bucken und darauf herum kriechen; Rücken und Kniee thäten ihm davon wehe.

Philipp wollte hierauf ein Jäger werden. "Im grünen Walde, sagte er, da ist's ein herrliches Leben." Allein bald kam er wieder, und beschwerte sich, er könne Morgens vor Tage die freie Luft nicht ertragen, die ihm bald feucht und neblicht, bald grimmig kalt um die Nase wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. "Auf dem hellen klaren Flusse so im leichten Schifflein dahin fahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Netze voll Fische aus dem Wasser zu ziehen; das ist lustig!" sagte er. Allein auch dieses war ihm bald verleidet. "Das ist ein nasses Handwerk, sagte er, das Wasser ist mir ganz zuwider."

Endlich wollte er ein Koch werden. "Dem Koche sagte er, müssen Gärtner, Jäger und Fischer alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen." Allein er kam abermal mit Klagen nach Hause. "Es wäre alles gut, sagte er, wenn nur das Feuer nicht wäre. Allein, wenn ich am flammenden Heerde stehe, so meine ich, ich müsse vor Hitze gar verschmelzen."

Jezt sprach der Vater mit Ernst: "Du bist nirgends zufrieden. Was dir Anfangs gefällt, ist dir bald wieder verleidet. Wenn du von allen vier Elementen — Erde, Luft, Wasser und Feuer — keines vertragen wolltest, so müßtest du aus der Welt gehen, um zufrieden zu werden. Du bleibst jetzt bei deinem Handwerke."

Ein jeder Stand hat seine Freuden,
Und jeder Stand hat seine Leiden.

55. Die Perlenschnur.

Eine Edelfrau fuhr mit ihren zwey Töchtern zu einem Hochzeitfeste, das auf einem fürstlichen Jagdschlosse

tief im Walde gefeiert wurde. Alle waren prächtig gekleidet und mit Gold und Perlen geschmückt.

Am Eingange des Waldes kam die Kutsche einer Hecke zu nahe. Eine Dornstaude verwickelte sich in das Haar des einen Fräuleins, und zerriß eine Perlenschnur, daß die Perlen weit umher zerstreut wurden.

Die Edelfrau ließ halten, und Mutter und Töchter und die Dienerschaft brachten wohl eine Stunde zu, die kostbaren Perlen aus dem Grase und den Gesträuchen heraus zu finden. Die beiden Fräulein jammerten sehr, daß sie nun zur Hochzeit zu spät kämen.

Allein jetzt kam ein Holzhacker fast athemlos aus dem Walde hervor und sagte: „Hören Sie auf zu jammern und danken Sie vielmehr Gott. Denn in dem Walde lauern mehrere Räuber auf Sie; ich wollte Ihnen die Nachricht sogleich bringen. Allein ich konnte nur auf großen Umwegen hieher gelangen, weil die Räuberbande den Wald besetzt hält. Wären Euer Gnaden nicht aufgehalten worden, so wäre ich zu spät gekommen, und Sie hätten wohl alle das Leben verlieren können.“

Die Frau beschenkte den Mann; befahl dem Kutscher sogleich umzukehren, und sprach zu ihren Töchtern: „O meine lieben Kinder! Wie gut weiß Gott alles zu lenken! An dem Seidenfaden, an dem die Perlen angefaßt waren, hieng unser aller Leben. Wäre dieses Fädelein nicht abgebrochen, so wären wir alle des Todes. Der Aufenthalt, den uns die zerrissene Perlenschnur verursachte, war also, so unangenehm er uns fiel, unser Glück. So gereichen alle kleinen und großen Widerwärtigkeiten nur zu unserm Besten.“

O wüßten wir, warum uns Gott betrübte,
So wüßten wir, wie herrlich er uns liebte.

56. Der Taffet.

Afra, die Tochter eines Schuhmachers, führte ihrem Vater, der Wittwer war, die Haushaltung. Sie war fleißig und geschickt; nur hatte sie eine zu große Freude an schönen Kleidern. Einmal kaufte sie sich zehn Ellen

karmesinrothen Taffet zu einem Kleide, die Elle zu einem Gulden und zwölf Kreuzer. Sie sagte aber zu ihrem Vater, der sich auf dergleichen Waaren nicht verstand, die Elle koste nur dreißig Kreuzer, und sie hörte nicht auf zu bitten, bis ihr der Vater fünf Gulden und noch einen Gulden weiter, angeblich für das Macherlohn, bezahlte.

Afra strich die sechs Gulden hoch erfreut ein, legte noch sechs Gulden, die sie mit vieler Mühe sich erspart hatte, heimlich darauf, und ging hin, den Taffet zu bezahlen.

Indessen sie fort war, kam ein Jude, der mit Leder handelte, sah den Taffet liegen und fragte, was die Elle koste. „Der Taffet ist theuer, sagte der Schuhmacher; die Elle kostet dreißig Kreuzer.“ Der Jude sprach: „Nun, der Taffet ist eben nicht schlecht. Ich gebe euch auf der Stelle sechs und dreißig Kreuzer für die Elle.“ Der Schuhmacher gab ihm den Taffet, und der Jude zählte das Geld hin, steckte den Taffet vergnügt in seinen Quersack und ging.

Als Afra heim kam, sagte der Vater zu ihr: „Du wirst dich freuen, Afra; ich habe indessen einen guten Handel für dich gemacht. Denk nur, ich habe deinen Taffet einem Juden verkauft — die Elle für sechs und dreißig Kreuzer. Du hast also an jeder Elle sechs Kreuzer gewonnen und kannst dir jezt wohl noch einen schönern Taffet kaufen!“

Afra erschrack, daß sie so weiß wurde, wie die Wand. „Ach, welch ein Schaden!“ schrie sie im ersten Schrecken und schlug die Hände zusammen. Der Vater merkte jezt, daß sie ihn vorhin angelogen habe. Sie gestand unter vielen Zähren, daß sie für die zehn Ellen Taffet zwölf Gulden bezahlt habe, und nun sechs Gulden daran verliere.

Der Vater aber sprach: „Das ist die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du hast dich durch deine eigene Schuld um dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir der Jude bezahlt hat, hiemit wieder zurück — und gebe dir, weil du so falsch ge-

gen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide.“

Mit Falschheit kommt man niemals weit;
D'rum halt es mit der Redlichkeit.

57. Der Spiegel.

Mathilde war sehr jähzornig. Die Mutter ermahnte sie oft zur Sanftmuth. Allein Mathilde besserte sich nicht.

Einmal saß sie an ihrem Nähtischchen und ein zierliches Geschirr voll Blumen stand auf dem Tischchen. Ihr kleines Brüderchen stieß von ungefähr das Geschirr herab, daß es in Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn ganz außer sich. Ihre Augen funkelten, die Stirnadern liefen ihr auf, und ihr ganzes Gesicht war entstellt.

Da hielt ihr die Mutter geschwind einen Spiegel vor das Gesicht. Mathilde erschrack über ihre eigene Gestalt. Der Zorn verging ihr, und sie fieng an zu weinen.

„Siehst du nun, sprach die Mutter, was es Häßliches um den Zorn ist, und wie häßlich er das menschliche Angesicht macht! Wenn du noch öfter so zornig wirst, so bleiben dir diese häßlichen Mienen nach und nach, und alle Anmuth und Lieblichkeit wird aus deinem Angesicht verschwinden.“

Mathilde nahm sich dieses zu Herzen, und gab sich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde sehr sanftmüthig, und die Sanftmuth verschönerte noch ihr Angesicht.

Die Mutter sagte aber noch öfter: „Wie es mit dem Zorn und der Sanftmuth ist, so ist es mit allen Lastern und Tugenden.

Das Antlitz ist der Seele Bild,
Das Laster macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild.“

58. Der Zauberring.

Der Kaufmann William reisete über das Meer in

einen fernen Welttheil, gelangte durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einem großen Vermögen, und kehrte nach vielen Jahren in sein Vaterland zurück. Als das Schiff anlandete, hörte er, seine Anverwandten seyen eben bei einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhause versammelt. Er eilte sogleich dahin und nahm sich in der Freude seines Herzens nicht einmal Zeit, anstatt seines grauen Rockes, der von der Seereise ziemlich abgetragen war, ein besseres Kleid anzuziehen.

Allein da er in den hell erleuchteten Saal trat, zeigten seine Vettern und Basen wenig Freude, ihn wieder zu sehen, denn wegen seines dürftigen Anzuges meinten sie, er sey arm zurück gekommen.

Ein junger Mohr, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten sehr aufgebracht und sagte: „Das sind schlechte Menschen, die ihren Freund nach so langer Zeit nicht einmal freundlich grüßen.“

„Warte nur, sagte der Kaufmann leise zu ihm, sie werden bald andere Gesichter machen.“ Er steckte einen Ring, den er bei sich trug, an den Finger — und sieh, da erheiterten sich schnell alle Gesichter und jeder drängte sich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der eine drückte ihm die Hand, der andere umarmte ihn, alle stritten sich darum, wer ihn in sein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

„Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern?“ fragte der erstaunte Schwarze. „O nein, sagte William, an dem funkelnden Diamantringe, der seine tausend Thaler werth ist, sehen sie bloß, daß ich reich bin — und der Reichthum geht ihnen über Alles.“

„O ihr verblendeten Menschen, rief jezt der Mohr, so hat euch denn nicht der Ring — sondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchsichtige Kiesel höher schätzen, als einen so edlen Mann, wie mein Herr ist? wahrlich:

Bei Narren nur kann Gold und Edelstein,
Beliebter als die Tugend seyn!“

59. Das neue Kleid.

Frau von Thalheim ließ ihrer Tochter auf das Weihnachtsfest ein neues Kleid von himmelblauem Atlas machen. Der Schneider brachte es noch spät am Weihnachtsabende. Fräulein Apollonie zog das Kleid sogleich an, um zu sehen, ob es recht gemacht sey. Es war zu ihrer großen Freude ihr wie angegossen.

Die Mutter sprach, indem sie das Geld zählte, zu Apollonie: „Es ist heute Abend sehr kalt! Bring dem geschickten Kleidermacher ein Gläschen von unserm guten Liqueur. Zünde aber ein Licht an; denn es ist bereits ziemlich dunkel, zumal draußen im Kämmerchen.“

Apollonie ging, brachte eine gläserne Flasche, reichte dem Meister ein gefülltes Gläschen; und blieb voll Freundlichkeit vor ihm stehen, um ihm nochmal einzuschenken. Der Mann nahm den Mund ziemlich voll — sprudelte aber erschrocken sogleich alles wieder heraus.

Apollonie war zu bequem gewesen, ein Licht anzuzünden und hatte anstatt der Flasche mit dem dunkelrothen Getränke die Dintenflasche erwischt. Ihr schönes himmelblaues Kleid war über und über so dicht mit großen und kleinen Dintenflecken besäet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war. Das arme Mädchen weinte heiße Thränen; die Mutter aber sprach: „So geht's, wenn man nicht gehorsam ist; du kannst nun morgen in deinem alten Kleide zur Kirche gehen, und bevor ein Jahr vorüber ist, laß ich dir kein neues mehr machen.“

Der Vater, der eben zur Thür herein kam, machte über die Begebenheit noch eine besondere Anmerkung. „Der Thor, sagte er, der die Finsterniß dem Lichte und die Dummheit dem Verstande vorzieht, mag hier die Richtigkeit des Spruches erkennen:

Fehlt es im Haus — und Kopf' am Lichte,
So giebt's manch' garstige Geschichte.“

60. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf, und verlangten einen Wegweiser. Ein armer

Tagwerker sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und es schneiete und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu lehnen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden, und sich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort — und sieh, am späten Abende kam ein junger schöner Offizier, in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Brust, in das Dorf geritten, und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel gelehnt hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolf!“ rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehrern Jahren Soldat werden müssen, und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er wußte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen; allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweisers abgenommen, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten nun vor Freude und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet.“

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet stets der liebe Gott.

41. Die Schuhe.

Der arme Menrad hütete die Ziegen. Sein Lohn

war aber so geringe, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr an die Füße; denn es war bereits spät im Herbste, und das Wetter sehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der wegen des Diebstahls schon ein Paar Mal in das Zuchthaus gesperrt worden. Der Mann sagte: „Mein Handwerk ist ziemlich einträglich. Geh' zu mir in den Dienst, so laß ich dir neue Schuhe machen. Dann darfst du dich nicht mehr so quälen und nicht mehr im Kothe barfuß gehen.“

Allein der Knabe antwortete: „Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Koth zu beschmutzen, als die Hände mit schlechten Thaten zu beflecken.“

Schandthaten wäscht der Rhein nicht ab;
Sie decket nicht einmal das Grab.

62. Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmied Ohnerast saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte und hämmerte darauf los, daß die Funken umher spritzten. Der Sohn seines reichen Nachbars, des Herrn von Berg, kam täglich herüber und sah ihm oft Stunden lang zu.

„Lernen Sie zum Zeitvertreibe einmal einen Nagel machen, junger Herr, sagte einst der Nagelschmied; denn wer weiß, wozu das einmal gut ist.“ Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Amboß, und erwarb sich nach und nach die Fertigkeit, einen guten Schuhnagel zu machen.

Der junge Herr verlor nach einigen Jahren durch den Krieg seine Güter — und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In dem Dorfe waren viele Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel in die Stadt trugen, und sie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Armee gemacht.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend ging, besann sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm eine Werkstätte errichten wollten.

Dieß thaten sie mit Vergnügen, und er nährte sich nun sehr reichlich.

„Es ist doch gut, sagte er oft, wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hundert tausend Gulden feil gewesen wäre.“

Die kleinste Kunst, die man recht kann,
Ernähret sicher ihren Mann.

63. Das Strickkörbchen.

In einem Dorfe konnten die Mädchen nicht einmal stricken und viele gingen barfuß. Der Herr des Dorfes gab nun wohl strenge Befehle, alle Schulmädchen sollen bei der Schullehrerin das Stricken lernen. Allein es wollte nicht gehen. Einige schienen zu ungeschickt dazu; andere versäumten unter allerlei Vorwänden die Strickschule. Von zwanzig Mädchen lernte nur ein einziges hübsch und fertig stricken.

Der Schullehrer, der ein sehr verständiger und liebreicher Mann war, sagte: „Ich will es doch noch dahin bringen, daß sie alle gern stricken.“ Er verfertigte aus Pappendeckel und schön gefärbtem Papier ein sehr niedliches Strickkörbchen, und schenkte es der geschickten kleinen Strickerin. Nun wollten alle Mädchen solche Körbchen haben. Allein der Lehrer sagte: „Sobald ihr stricken könnet, sollt ihr die Körblein bekommen; denn jetzt nützen sie euch zu nichts.“

Die Mädchen lernten nun mit großer Begierde stricken — und bald sah man ganze Schaaren Mädchen mit ihren Strickkörbchen am Arm durch das Dorf ziehen oder im Grünen beisammen sitzen und sehr geschickt stricken. Sie versahen nicht nur ihr Haus, sondern auch die Nachbarschaft mit ihren schönen Arbeiten, und verdienten in

Stunden, die sie sonst müßig verplaudert hätten, mit leichter Mühe vieles Geld.

Was manchmal Strafen nicht erzwingen,
Kann durch Belohnung leicht gelingen.

64. Die Strickarbeiten.

Die Schülerinnen einer Strickschule beschlossen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, erbot sich, es unentgeltlich zu thun.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin in dem Perlenstricken hielt, dachte: „Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätze. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit."

Sie ging in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte, und fragte, was es koste. „Dieses kann ich nicht anders lassen, sagte die Frau, als für 36 Kreuzer."

„Und was kostet das hier?" fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch schöneres, von einer andern Mitschülerin. „Das kostet 48 Kreuzer!" sagte die Frau.

„Wie hoch kammt aber dieses zu stehen?" fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte, und das sie für das allerschönste hielt. „Ach, das da! sagte die Frau, wenn Sie die andern zwei nehmen, so schenke ich Ihnen das mit in den Kauf."

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: „Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedaure sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch wohl hieher, die Wahrheit inne zu werden — und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt."

Die Eiteln lieben Schmeicheleien,
Bescheid'ne kann nur Wahrheit freuen.

65. Das Garn.

Eva, eine Bauerntochter, hatte auf einem grünen sonnichten Plätzchen ihres Baumgartens sehr feines Garn, das sie selbst gesponnen hatte, zum Bleichen ausgebreitet. Barbara, die Tochter des Nachbars, kam öfter in den Garten herüber, bezeigte an dem schönen Garn eine große Freude, und half Even es begießen.

Eines Tages merkte Eva, daß einige Stücke des Garns fehlten. Sie hatte sogleich ihre Gespielin im Verdacht, lief zu ihr hinüber und schrie: „Barbara! Du hast mir mein Garn gestohlen! Kein fremder Mensch kam in den Garten, als du. Sogleich geb es mir zurück!“ Barbara betheuerte vergebens ihre Unschuld: sie wurde im ganzen Dorfe als eine Diebin verschrieen.

Im nächsten Jahre wurde das alte Storchennest auf dem Kirchenthurme ausgebessert — und sieh, da fand man das Garn in dem Neste. Der Storch hatte es also gestohlen, und Barbara's Unschuld war am Tage. Eva bat sie mit weinenden Augen um Verzeihung. „Ach! sagte sie, ich habe mich arg betrogen. Es ist doch wahr:

Der Argwohn ist ein Schelm, der leicht betrügt,
Wohl dem, der ihn sogleich besiegt.“

66. Die Kette.

Simon war ein unredlicher Bursche, und um nichts besser als ein Dieb. Er stahl zwar nicht gerade zu; allein wo er etwas fand, behielt er es für sich, wenn er gleich vermuthen konnte, wem es gehöre.

Eines Morgens ging er an der Schmiede vorbei. Nicht weit von der Thür lag eine schöne eiserne Kette auf dem gepflasterten Boden. Simon schaute erst sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe — und griff dann geschwind nach der Kette; aber plötzlich that er einen entsetzlichen Schrei, und ließ die Kette wieder fallen. Die Kette war beinahe glühend heiß, und er hatte sich alle fünf Finger jämmerlich verbrannt.

Der Schmied, der die heiße Kette dahin gelegt hatte, damit sie sich abkühle, kam auf den Schrei zur

Thür heraus und sagte: „Es ist dir recht geschehen, daß du dir deine Diebsfinger recht verbrannt hast. Damit dir nicht ein noch größeres Uebel widerfahre, so laß dir's gesagt seyn:

Die fremden Sachen rührt ein braver Mann,
So wenig als ein glühend Eisen an.“

67. Der Strick.

Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick, und stritten und zankten sich darum, daß Berg und Thal widerhallten. Veit hielt den Strick an dem einen Ende; Klaus zog an dem andern Ende; und beide Knaben wollten ihn mit aller Gewalt einander aus den Händen reißen. Auf einmal brach der Strick, und beide fielen jämmerlich in den Koth. —

Ein Mann, der herbei gekommen war, Friede zu machen, sagte: „So geht's den Zanksüchtigen! Ueber ein kleines schlechtes Ding fangen sie einen großen Streit an — und was haben am Ende beide Theile davon? Nichts, als daß sie sich mit Spott und Schande bedecken, als wie ihr beide jetzt mit Koth bedeckt seyd.“

Sey friedsam, denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das dich nicht erfreut.

68. Zweierlei Trinkgläser.

Ein Küfermeister aus der Stadt besserte einem Wirthe auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirthin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Nun, Frau Sonnenwirthin, wie gehts?“ fragte der Küfer. „Nicht zum Besten, sagte die Wirthin. Die Leute aus der Stadt kehren fast alle bei unserm Nachbar, dem Sternwirth, ein; unsern Wein aber, der offenbar viel besser ist, verschmähen sie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt.“

Der Küfer sprach: „Ich könnte es der Frau Wirthin wohl sagen, wenn sie es mir nicht übel nehmen

wollte." "Ganz und gar nicht, sagte die Wirthin; ich sehe es vielmehr für ein Freundschaftsstück an." "Nun denn, sprach der Küfer, so muß ich schon heraus mit der Sprache."

"Der Sternwirth hat freilich keine so guten Weine; allein seine Gläser sind hell und rein, wie Kristall. Die Frau Sonnenwirthin hat allerdings bessere Weine; allein die Gläser sind so unreinlich und von den Fliegen beschmutzt — und der beste Wein aus einem schmutzigen Glase schmeckt nicht. Sorge die Frau Wirthin dafür, daß die Gläser so rein seyen, als der Wein gut ist, und daß auch Fenster, Tische und Stubenboden sich zu den reinen Gläsern schicken, und die Gäste werden nicht ausbleiben."

Die Wirthin nahm diese Worte zu Herzen. Es gieng sogleich an ein Fegen und Putzen. Sie hielt von nun an auf Reinlichkeit, und bald konnte sie an manchem Tage die Gäste kaum mehr setzen. "Reinlichkeit geht doch über alles, sagte sie oft zu ihren Kindern; Unreinlichkeit hätte uns in das Verderben gebracht."

Die holde Reinlichkeit gefällt,
Unreinlichkeit haßt alle Welt.

69. Die Suppe.

"Die Mittagssuppe ist doch gar zu mager, sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg; ich mag nichts mehr davon."

"Jetzt habe ich nicht Zeit, eine andere zu kochen, sagte die Mutter; ich will dir aber eine bessere Abendsuppe vorsetzen."

Die Mutter ging hierauf mit Gertrud in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne untergieng, die herausgegrabenen Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln.

Nachdem sie heimgekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud verkostete sie und sagte: "Das ist freilich eine andere Suppe; sie schmeckt besser!" Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittags stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag fleissig gearbeitet hast.

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmeckt auch seine Suppe gut.

70. Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einen schattichten Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch, und aß nun nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah ihm traurig zu, und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten. —

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör, und aß begierig fort. Als er nun die Milch bereits aufgezehrt hatte — sieh, da erblickte er einen Reim, der auf dem Boden der Schüssel geschrieben stand. Er las ihn mit Erröthen — und ließ nun sogleich die Schüssel noch einmal füllen, und sich ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brod selbst ein, sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen, und schenkte ihm noch dazu all sein Taschengeld.

„Den Spruch, sagte Ferdinand, der in dieser Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben.“ Der Spruch lautete aber so:

„Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.“

71. Wasser und Brod.

Zur Zeit der Theurung kam Paul, ein armer Knabe aus dem Gebirge, herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brod. Peter, ein reicher Bauernknabe saß vor seiner Hausthür und hatte ein großes Stück Brod in der Hand. „Gib mir auch einen Bissen davon, sagte der arme Paul; mich hungert gar sehr!“ Allein Peter sagte trotzig: „Geh weiter! Ich habe für dich kein Brod.“

Ueber's Jahr kam Peter hinauf in das Gebirg, eine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne schien sehr heiß, und er verschmachtete beinahe vor Durst; allein nirgends fand er eine Quelle. Endlich sah er im Schatten eines Baumes den armen Paul sitzen, der die Schaafe hütete, und einen Wasserkrug neben sich stehen hatte. „Gib mir doch zu trinken, sagte der reiche Peter; mich dürstet's gar sehr!“ Allein Paul sagte sehr ernsthaft: „Geh weiter; ich habe für dich kein Wasser.“

Da fing Peter an zu weinen, erkannte seinen Fehler und bat den armen Knaben um Vergebung. Paul reichte ihm den Krug, und sprach: „Ich bin nicht so hartherzig, dir einen Trunk kalten Wassers zu versagen; ich wollte dich nur zur Erkenntniß deines Fehlers bringen! Trink und merke dir künftig das Sprüchlein:

Willst du der Hungrigen nicht achten,
So kannst du einst vor Durst verschmachten!“

72. Die bezauberten Eier.

Der Schultheiß des Dorfes kam Abends in die Wirthsstube, und ließ sich einen Krug Bier und ein Paar weich gesottene Eier geben. Als er das eine Ey öffnete, fand er ein langes, schwarzes Haar darin; so gieng's auch mit dem andern Ey. Die Bauern in der Stube entsetzten sich und sagten, das geht nicht mit natürlichen Dingen zu.

Der Schultheiß lächelte, und fragte die Wirthin, von wem sie die Eier gekauft habe. „Von des Besen-

binders kleinem Lukas!" sagte die Wirthin. Der Schultheiß ließ ihn sogleich durch den Gerichtsdiener holen.

Als der Knabe in die Stube trat, sprach der Schultheiß zu ihm: "Du bist ein Dieb! Schon lange her wurden meiner Nachbarin die Eier aus den Hennen-Nestern gestohlen, und nie konnte sie den schlauen Dieb entdecken. Da rieth ich ihr, sie sollte jedes Ey mit einer kleinen Nadelspitze durchstechen, ein langes Roßhaar hineinschieben, und die so bezeichneten Eier wieder in die Nester legen. Sie machte es so, und so hat es ein Haar an den Tag gebracht, daß du der Eyerdieb seyest. Gerichtsdiener! weiset ihm sein Nachtquartier in dem Thurm an."

So schlau sich der Betrug versteckt —
Durch's kleinste Ding wird er entdeckt.

73. Die gebratene Gans.

"Heute ist mein Namenstag, sagte der kleine Martin zu seinen Geschwistern; heute auf die Nacht bekommen wir eine gebratene Gans." Sobald man Abends das Licht anzündete, setzten sich die Kinder voll Freuden um den gedeckten Tisch, und konnten den seltenen Braten kaum erwarten.

Endlich kam die Magd herein, sah nach der Gans, die in dem Ofen der Stube gebraten wurde, und sagte: "Vor einer halben Stunde kann man noch nicht essen." Die Kinder fingen vor Ungeduld an zu weinen. Die Magd wollte eine List gebrauchen und sprach: "Draussen geht heute ein fürchterlicher Mann herum, Klaubauf genannt, welcher ungehorsame Kinder in seinen Sack steckt. Wenn ihr nicht schweigt, so gebe ich ihm die Gans."

Die Kinder achteten wenig auf diese Rede, und verlangten mit noch größerem Ungestüm, man solle einmal anrichten. Nun machte die Magd das Fenster auf, bot die Pfanne mit der Gans hinaus und sagte: "Da, Klaubauf, hast du die Gans." "Ich danke," rief draussen mit rauher Stimme ein Dieb, riß ihr die Pfanne sammt der Gans aus der Hand, und lief eilig davon.

Die Kinder schrieen jämmerlich zusammen, und auf

ihr Geschrei kam die Mutter in die Stube. Als sie vernahm, was geschehen war, sagte sie: „Ihr Kinder seyd nun für euer gewaltthätiges Wesen bestraft, und könnet nun anstatt des Bratens mit einer Suppe vorlieb nehmen.“ „Dir aber, sprach sie zur Magd, habe ich deine albernen Mährchen schon oft untersagt: ich werde dir nun für deine übel abgelaufene List — Gans und Pfanne an deinem Lohne abziehen.“

Wohl dem, der sanft und redlich ist;
Denn selten hilft Gewalt und List.

74. Das Morgengebet.

Kunigunde, eine arme Wittwe, betete alle Tage, bevor sie sich an ihr Spinnrad setzte, in ihrem einsamen Stübchen ihr Morgengebet mit großer Andacht, und las dann in ihrem Gebetbuche noch den Spruch, der auf den Tag traf.

Eines Tages traf es sich, daß der Spruch sie zu Werken der Wohlthätigkeit ermunterte. „Ja, mein Gott, sagte sie, wie könnte ich Andern Gutes thun? Ich habe von der Welt nichts, um mich zu ernähren, als mein Spinnrädlein, und damit erwerbe ich mir kaum das tägliche Brod. Der Winter ist vor der Thür und ich habe nicht einmal das nöthige Holz. Die Finger sind mir in der kalten Stube jetzt schon steif, daß ich kaum mehr spinnen kann. Auch der Hauszins ist noch nicht ganz bezahlt. Ich werde wohl selbst wohlthätige Menschen um Almosen anflehen müssen.“

Sie sann indeß doch nach, was sie etwa Gutes thun könnte. Es fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohne, und arm und alt war, krank liege. „Diese will ich heute besuchen, sagte sie: spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen.“

Sie nahm ihr einziges Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer

Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Kunigunde, sagte sie, ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Wolltest du nun nicht zu mir ziehen, und mir abwarten? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen, und dein Spinnen und meine kleine Erbschaft würden wohl hinreichen, uns beide zu ernähren.“ Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog sogleich zu ihr, und konnte nun, nach langer Zeit das erste Mal wieder, ruhig und sorgenfrei schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr zu diesem Glücke verholfen hatte, sehr oft:

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht:
Das macht den Tag erträglich
Uns eine gute Nacht.

75. Das Abendgebet.

Das fromme Fräulein von Wall lebte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt. Eines Abends, da sie schon im Bette lag, und wie gewöhnlich noch in einem Andachtsbuche las, kam eine Kutsche vor dem Hause angefahren. Das Fräulein wurde zu einer kranken Freundin in die Stadt geholt, und fuhr mit ihrer Kammerjungfer und ihrem Bedienten auch eilends dahin ab.

Ein Dieb benützte diese Gelegenheit, stieg auf einer Leiter zum Fenster hinein in das Zimmer des Fräuleins, zündete vermittelst eines Feuerzeuges, das er bei sich trug, Licht an, und blickte nach Kostbarkeiten umher, um sie in seinen Quersack zu stecken.

Da sah er auf dem Nachttischlein neben dem Bette das offene Gebetbuch liegen, bei dem ein Leuchter mit der ausgelöschten Kerze stand. Er sah in das Buch hinein und las die Worte: „Lieber Gott, möchte ich diesen Tag ohne Sünde zugebracht haben — wie sanft würde dann mein Schlaf seyn! Möchte ich mein ganzes übri-

ges Leben ohne Sünde zubringen — wie würde dann selbst der Tod, der dem Menschen so bitter ist, für mich nicht anders seyn, als ein sanfter Schlaf!“

Diese Worte gingen dem Diebe so zu Herzen, daß er alles liegen und stehen ließ, zum Fenster hinaus eilte, und von der Zeit an niemals mehr, auch nur eines Kreuzers werth, stahl. Auf seinem Sterbebette erzählte er diese Geschichte seinen Kindern und ermahnte sie zum Gebete.

Gebet kann selbst das Herz des Sünders rühren,
Und ihn zurück auf Gottes Wege führen.

76. Die Mutterthräne.

Ein junges Fräulein bekam einen Brief, der sehr schmeichelhaft und verführerisch geschrieben war. Sie zeigte voll des kindlichsten Zutrauens den Brief ihrer Mutter. Die liebevoll besorgte Mutter las ihn, entfärbte sich und ihre Thränen fielen auf das gefährliche Blatt.

Da rief das Fräulein: „O liebste Mutter, seyen Sie außer Sorgen! Ihre Thränen haben alle diese Schmeicheleien und Versprechungen, die in dem Briefe stehen, bis auf die letzte Sylbe ausgelöscht.“

Die Mutter umarmte ihre Tochter, und schenkte ihr einen Ring mit Diamanten, die heller funkelten, als Thautropfen im Sonnenglanze.

„So oft man dir wieder solche Anträge macht, sprach sie, so sieh diese Steine an, und denke, es seyen Thränen deiner Mutter.“

Gedenke stets der Mutterzähren,
So wird kein Laster dich entehren.

77. Die Hausmittel.

Heinrichs Eltern waren sehr reich, sie gaben ihm daher alles, was er nur wünschte, und verzärtelten ihn auf mancherlei Weise. Sie starben aber sehr frühe, und Heinrich kam auf das Land zu dem Bruder seiner Mutter.

Hier wollte es ihm nun Anfangs gar nicht gefallen. In dem Hause seiner Eltern ging er meistens müßig;

hier mußte er fleißig arbeiten. Vorhin genoß er allerlei köstliche Speisen; jetzt mußte er mit einer sehr einfachen Kost vorlieb nehmen. In der Stadt dauerten die lustigen Gesellschaften oft bis Mitternacht; hier auf dem Lande ging man nach vollendetem Tagwerke zu rechter Zeit schlafen.

Obwohl Heinrich sich hier schwer angewöhnte, so sah er die guten Folgen dieser Lebensart doch bald ein. Er war vorhin fast beständig krank, hatte ein blasses Aussehen, und mußte öfter Arznei nehmen. Nun wurde er aber gesund und kräftig, wie ein Baum, und frisch und roth wie eine Rose. Da sagte er denn sehr oft: „Der Vetter hat doch Recht:

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Thüre zu.“

76. Das Geburtstagsgeschenk.

Fräulein Zäzilie feierte ihren vierzehnten Geburtstag. Vater, Mutter und Geschwister wünschten ihr Glück und beschenkten sie reichlich. Die Großmutter aber überreichte ihr einen Veilchenkranz, der mit einer Perlenschnur umwunden und mit einer Schleife von rosenfarbenem Bande geziert war.

„Meine liebe Enkelin! sagte sie gütig und mit gerührtem Herzen. Möchten die Perlen ein Sinnbild deiner Tugenden, und die Veilchen ein Sinnbild deiner Demuth werden.“

Zäzilie warf aber einen verächtlichen Blick auf den Kranz und dachte bei sich: „Ich hätte von meiner Großmutter etwas Besseres erwartet, als Blumen, die man umsonst haben kann, und als solche Perlen, die lange nicht so hell glänzen, als die wohlfeilsten Glasperlen.“

Sie nahm den Kranz, setzte ihn geschwind ihrem kleinen Schwesterchen auf und sagte mit boshaftem Lächeln: „Julchen! Der blaue Kranz steht in deinen gelben Haaren unvergleichlich schön. Ich wüßte nichts damit an-

zufangen; für ein Kind aber wie du, ist es ein prächtiges Geschenk.“

Die Großmutter sprach: „Zäzilie hat Recht! Das Geschenk schickt sich besser für ein anspruchloses Kind, als für ein hochmüthiges, eigennütziges Fräulein. Die Perlen, die Zäzilie nicht kannte und sie deßhalb verschenkte, sind ächt, und kosteten mich baare hundert Thaler. Zäzilie, der dieses Geschenk zu schlecht war, hat sich für ihren Eigennutz und Stolz selbst bestraft. Du aber, gutes Julchen, merke dir das Sprüchlein, das hier auf dem rothen Bande mit goldenen Buchstaben gestickt und wohl mehr werth ist, als Gold und Perlen:

Sey stets an Perlen ächter Tugend reich,
An Demuth holden Veilchen gleich.“

79. Die Namensunterschrift.

Leonore war eine sehr tugendhafte Jungfrau, fleißig und geschickt in allen häuslichen Arbeiten, auch schön von Angesicht. Ein vermöglicher, sehr rechtschaffener Handelsmann in dem Städtchen machte ihr, wiewohl sie arm war, den Antrag, sie zu heirathen. Sie war darüber sehr erfreut, und alle Gutgesinnten wünschten ihr Glück, einen so braven Mann zu bekommen. Mehrere Freunde des Bräutigams und der Braut kamen an einem bestimmten Tage zusammen. Der Ehevertrag wurde zu Papier gebracht, und es fehlte nunmehr die Namensunterschrift der Braut. Allein da zeigte sich, daß Leonore nicht schreiben konnte.

Der Bräutigam erschrack sehr und sagte: „Das hätte ich nicht geglaubt, daß eine solche hübsche wohlgesittete Jungfrau nicht schreiben könne. Allein da ich öfter in Geschäften abwesend bin, so muß meine Ehefrau die abgegebenen Waaren in das Handlungsbuch eintragen oder auch ein Nota darüber ausstellen können. Es kann, so leid es mir ist, nunmehr aus der Heirath nichts werden.“ Alle Anwesenden gingen betrübt aus einander. Am betrübtesten war Leonore, die noch dazu schadenfrohen Menschen zum Gespötte wurde. Sie weinte manche heiße

Thräne, daß sie das Schreiben nicht gelernt hatte, und sagte oft:

„Wer arm ist und nichts weiß und kann,
Ist leider doppelt schlimm daran.“

80. Der Reichthum.

Joachim hatte nur ein geringes Bauerngut; er lebte aber bei Arbeit, Gebet und Sparsamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt an nichts Mangel, und konnte noch jährlich eine kleine Summe Geld für seine Kinder zurück legen.

Eines Tags reinigte er den Schöpfbrunnen in seinem Hofe: da fand er tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferhafen voll Gold und Silber, und glaubte, jezt erst mit dem vielen Gelde ziehe er die wahre Glückseligkeit aus dem Brunnen herauf.

Er überließ nun den Feldbau seinen Knechten, kleidete sich weit über seinen Stand, aß, was gut und theuer war, fing das Trinken und Spielen an, dachte nicht mehr an Gott und Ewigkeit, und hatte in kurzer Zeit anstatt der gefundenen Schätze eine große Schuldenlast aufgehäuft.

Der übel angewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauerngütchen wurde zum Verkauf ausgeboten, seine Gesundheit war durch die verschwenderische Lebensart zerstört, jeder Funken von Gottesfurcht in seinem Herzen erloschen. Da ging er hin an eben den Brunnen, aus dem er den reichen Schatz heraufgezogen hatte, und stürzte sich verzweifelnd hinunter.

Viel Geld scheint dir das größte Glück auf Erden; —
Und doch kann's leicht dir zum Verderben werden.

81. Das wohlangewandte Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht, und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

„Aber wo thut Ihr doch euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?“ sagte einmal sein Nachbar, ein Dre-

her. Der Schreiner sprach: „Ich zahle theils Schulden mit ab, theils lege ich es an den Zins.“ „Ei, rief der Dreher, Ihr scherzet! Ihr habt keine Schulden und auch kein Kapital am Zinse.“

„Es ist doch so, sprach der Schreiner; laßt Euch die Sache nur erklären. Seht, all das Geld, das meine guten Eltern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht das erste Mal erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurück bezahlen muß; das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um sie etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Kapital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, sammt den Zinsen zurück bezahlen werden.“

„Wie meine Eltern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es auch für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Eltern zu ersetzen, so hoffe ich, auch meine Kinder werden diese ihre nämliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt.“

Wie viel thun gute Eltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder, zahlt es ihnen treulich einst zurück!

82. Der Jahrmarkt.

Eine vermögliche Frau auf dem Lande, die keine Kinder hatte, wollte das fleißigste und sittsamste Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen. Da kam sie denn einmal auf den Jahrmarkt in die Stadt, und sogleich fanden sich mehrere arme Mädchen bei ihr ein, sich ihr zu empfehlen. Alle behaupteten, mit ihr verwandt zu seyn. Die Frau ließ dieß gut seyn, gab jedem der Mädchen Geld und sagte: „Kauft euch auf dem Markte selbst ein, was jeder das Liebste ist; dann kommt aber wieder zurück, und laßt mich sehen, was ihr gekauft habt.“

Die Mädchen eilten fort, kamen voll Freuden zurück und brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaaren; nur

eine einzige aus ihnen, Namens Auguste, hatte nichts dergleichen, sondern eine schöne Kunkel nebst ein Dutzend Spindeln gekauft.

Die Frau nahm Augusten freundlich bei der Hand und sagte: „Du, liebes Kind, bist die sittsamste und fleißigste aus allen. Die andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Putz und Eitelkeit mehr gelegen sey, als an Fleiß und Arbeitsamkeit. Du bist von nun an meine Tochter, und fährst morgen mit mir auf mein Landgut.“

Ein Herz, das sich zur Tugend neiget,
Den Edelmuth in Allem zeiget.

83. Die Masken.

Ein Edelmann gab einigen Gästen eine prächtige Abendmahlzeit. Während man an der Tafel saß, kamen zwei Masken in den Saal, die nicht größer waren, als Kinder von fünf bis sechs Jahren, und einen vornehmen Herrn und eine vornehme Frau vorstellten. Der Herr hatte ein scharlachrothes Kleid mit goldenen Borden an, seine große wolkichte Perüke war schneeweiß gepudert, und in der Hand hielt er einen bordirten Hut. Die Frau war in goldgelben Taffent mit silbernen Flittern gekleidet, und hatte ein niedliches Hütchen mit hohen Federn auf dem Kopf und einen Fächer in der Hand. Beide tanzten sehr zierlich und machten öfter sehr künstliche Sprünge. Jedermann sagte, man könne die Geschicklichkeit dieser artigen Kinder nicht genug bewundern.

Da nahm ein alter Offizier, der mit zu Tische saß, einen Apfel von der Tafel und warf ihn zwischen das tanzende Paar. Plötzlich stürzten Herr und Dame auf den Apfel los, stritten und zerrten sich darum wie wüthend, rissen sich Masken und Kopfputz ab — und anstatt des Paars geschickter Kinder kamen ein Paar garstiger Affen zum Vorschein. Alle an der Tafel erhoben ein lautes Gelächter; der alte Offizier aber sprach sehr ernsthaft: „Affen und Narren mögen sich immerhin prächtig

herausputzen; es kommt doch bald an den Tag, wer sie sind.“

Was nützt ein prächtiges Gewand,
Fehlt dir's an Tugend und Verstand.

84. Der Schatz im Walde.

Ambrosius besuchte in einem benachbarten Dorfe seine Großmutter, und sie schenkte ihm einen Korb voll Aepfel. Wie er nun mit seinem Apfelkorb auf dem Kopfe am späten Abende durch den dunkeln Wald nach Hause ging, sah er unter einem alten Eichbaume etwas glänzen wie lauter Silber. „Das ist ein Schatz!“ dachte er, schüttete die Aepfel auf die Erde, füllte den Korb mit den gefundenen Kostbarkeiten, und lief damit voll Freude nach Hause. Als er aber den Fund am nächsten Morgen beim Lichte der Sonne betrachtete, sieh, da hatte er für seine schönen Aepfel, die in der vergangenen Nacht von den Wildschweinen aufgezehrt worden — nichts als faules Holz.

Es ist beim Strahl des rechten Lichts
Manch Erdenglück ein glänzend Nichts.

85. Der Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldichten Bergen die Schaafe, und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich her und sprach zu ihm: „Warum bist du denn gar so lustig, lieber Kleiner!“ Der Knabe kannte den Fürsten nicht und sagte: „Warum sollte ich nicht lustig seyn? Unser gnädiger Landesfürst ist nicht reicher als ich.“ „So? sprach der Fürst, laß doch einmal hören, was du alles hast!“

Der Knabe sagte: „Die Sonne an dem schönen, blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich so schön, wie für ihn. Meine beiden Hände gäbe ich nicht für hundert tausend Gulden, und meine beiden

Augen wären mir um alle Kostbarkeiten in der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Ueberdieß habe ich alles, was ich wünsche; denn ich wünsche nicht mehr, als ich nöthig habe. Ich esse mich täglich satt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich so viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt Ihr sagen, daß der Fürst mehr habe?"

Der gütige Fürst lächelte, gab sich zu erkennen, und sprach: „Du hast Recht, guter Knabe, und kannst nun sagen, der Fürst selbst habe dir Recht gegeben. Bleibe bei deinem fröhlichen Sinn."

Zufriedenheit macht froh und reich,
Und wohl dem größten König gleich.

86. Das geschickte Dienstmädchen.

Lenchen war sehr geschickt, sie bildete sich aber auf ihre Geschicklichkeit nicht wenig ein. Ihre Mutter verdingte sie zu einer Bäuerin in den Dienst, und sagte beim Abschiede: „Bitte täglich Gott, daß Er dir in deinem Dienste Glück und Segen gebe." Lenchen aber sagte: „Mir ist nicht bange, ich verlasse mich auf meine Geschicklichkeit."

Sogleich am ersten Morgen sollte Lenchen einheizen, und bemühte sich eine halbe Stunde lang vergebens, Feuer zu schlagen; endlich lief sie zur Nachbarin, Licht zu holen. Allein sie glitschte auf dem Eise und zerbrach die Laterne. Da bekam sie schon den ersten Verweis; indeß entschuldigte sie sich damit, von dem Thauwetter sei der Zunder feucht geworden und auf der Straße Glatteis entstanden.

Hierauf mußte Lenchen in der Kammer unter dem Dache ein Körbchen voll Eier holen. Wie sie das Körbchen nehmen wollte, sprang eine Maus, die dahinter versteckt saß, plözlich hervor, und Lenchen erschrack so sehr, daß ihr das Körbchen aus der Hand fiel und die Eier zerbrachen. Die Bäuerin, die noch wegen der Laterne zornig war, achtete wenig auf Lenchens Entschuldigung, und gab ihr einen noch schärfern Verweis.

Ueber eine Weile wollte Lenchen mit einem irdenen Topf voll Milch, den sie sehr vorsichtig auf dem Kopfe trug, zur Hausthüre hineingehen. Allein ein Eiszapfen fiel vom Dache in den Topf und schlug ihm den Boden aus. Als Lenchen, ganz mit Milch übergossen, in die Stube trat, ward die Bäuerin so aufgebracht, daß sie Lenchen gar nicht zu Worte kommen ließ, und sie als ein ungeschicktes, tölpisches Mädchen fortschickte.

Lenchen kam beschämt und mit verweinten Augen nach Hause, und die Mutter sagte: „siehst du nun, wie nöthig es sei, um Gottes Segen zu bitten! Tausend kleine Umstände sind nicht in unsrer Gewalt, und nur Er kann sie so lenken, daß sie uns unschädlich oder gar nützlich werden."

Der Mensch bringt ohne Gottes Segen,
Nicht das geringste Werk zuwegen.

87. Der wohlthätige Gärtner.

Ein alter freundlicher Gärtner war sehr wohlthätig gegen die Armen. Manches Stück Geld, für das er sich ein schöneres Kleid, zierlicheres Hausgeräth oder irgend ein Vergnügen hätte verschaffen können, gab er den Nothleidenden, die ihn um Hülfe ansprachen. Dabey sagte er gewöhnlich: „Je nun, ich muß wieder ein Aepfelein über den Zaun werfen!"

Man fragte ihn einmal, was er mit den sonderbaren Worten sagen wolle. Da erzählte der Gärtner: „Ich rief einst einige Kinder in meinen Baumgarten, erlaubte ihnen von dem Obste, das unter den Bäumen lag, so viel zu essen, als sie wollten, verbot ihnen aber, etwas davon in die Tasche zu schieben, und mit sich zu nehmen. Ein Knabe war jedoch so listig, und warf einige der schönsten Aepfel über den Zaun, um sie dann draußen wieder zu finden."

„Der Knabe handelte allerdings sehr schlecht, und ich ließ ihn deßhalb nie mehr in meinen Garten. Allein wie die Biene aus mancher giftigen Blume Honig zieht, so lernte ich aus dieser bösen That etwas Gutes."

„So, fiel mir ein, ist es mit uns Menschen in der Welt, wie mit den Kindern in diesem Garten. Wir dür-

fen die Güter dieser Welt zwar gebrauchen, aber nichts davon mitnehmen. Was wir aber davon den Armen geben, das werfen wir gleichsam über den Gartenzaun, und wir werden es einmal jenseits des Zauns — in der Ewigkeit wieder finden."

Was wir dahier den Armen geben,
Bleibt aufbewahrt in jenes Leben.

88. Der Gartendieb.

Kolumban war ein ausgemachter Gartendieb. Einmal in einer finstern stürmischen Herbstnacht, da alles im Dorfe bereits im tiefsten Schlafe lag, schlich er in den Schloßgarten. An dem Schlosse war ein prächtiger Weinstock aufgezogen, an dem ganz oben noch sehr viele vorzüglich schöne Trauben hiengen. Kolumban kletterte an dem Geländer wie an einer Leiter hinauf, schnitt mit seinem Messer die Trauben ab, und legte sie in den Tragkorb, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte. Es freute ihn sehr, als er fühlte, wie die Last des gestohlenen Gutes immer schwerer und schwerer wurde. Allein da der Korb bereits voll war — brach von der zu schweren Last plötzlich die Latte, auf der Kolumban stand. Er stürzte herab, fiel in das Messer, und versezte sich einen tödtlichen Stich.

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände,
Sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende.

89. Der Hausdieb.

Melcher war ein Tagwerker, der in einem Seitengäßchen, nicht weit vom Posthause, wohnte; da er sich sehr gut auf das Kutschieren verstand, so nahm ihn der Postmeister zum Postknecht an. Allein bald wurde Melcher bei seinem Herrn verklagt, daß er ihm Haber stehle. Erst gestern Nacht, hieß es, habe er sich heimlich mit einem Sack voll Haber nach Hause geschlichen.

Der Postmeister ging sogleich in Melchers Haus, und stellte ihn zur Rede. „Herr, sprach Melcher, durchsucht mein ganzes Haus; wenn ihr ein Körnlein Haber findet, so will ich meinen Dienst verlieren." Der Postmeister

suchte, von Melcher begleitet, auf dem Dachboden und in allen Kammern nach — und fand nichts.

Als Beide wieder in Melchers Stube traten, sagte Melcher: „Dem Herrn Posthalter kann ich es nicht verdenken, daß er die Sache untersuchte; aber die falschen Leute, die mich verläumdeten, müssen mir meine Ehre wieder geben.“ Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Stube zitterte. Aber sieh — plötzlich fing es an, Haberkörner auf den Tisch herab zu regnen.

Melcher hatte den gestohlenen Haber zwischen den Brettern der Stubendecke und des Dachbodens versteckt. Eine Maus hatte die Stubendecke durchnagt, und auf den Faustschlag waren die Körner durch das Loch herabgefallen. Melcher wurde todtenblaß, konnte den Diebstahl nicht mehr läugnen, und mußte den gelben Rock für immer ausziehen. Da entstand das Sprüchwort:

„Sey noch so schlau bei bösen Thaten,
Ein Mäuslein kann die List verrathen.“

90. Der junge Fischdieb.

Dionis, ein sehr leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischgrube nächst dem Dorfe, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme, so tief er konnte in das Wasser, und wühlte lange darin herum. „Ha, sagte er, endlich habe ich einmal einen herrlichen Fisch; es ist, glaube ich, gar ein Aal.“ Er zog den Arm heraus — und sieh, da wand sich eine gräuliche Wasserschlange in seiner Hand. Er that vor Entsetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser, und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken — denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm. „Dieses Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen lassen, sagte der Fischer. Merke dir aber dein Lebenlang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Gereicht uns immer zum Verderben."

91. Der Räuber.

Ein Räuber stand mit geladener Flinte im Gebüsche, und lauerte auf einen reichen Kornhändler. Der Kornhändler kam, und hatte einen schweren Geldgurt um den Leib. Der Räuber spannte den Hahn, und ließ sich, um sicherer zu zielen, auf ein Knie nieder. Allein er kniete auf eine Schlange, die im dürren Laube versteckt war. Die ergrimmte Schlange fuhr auf — fiel ihn wüthend an und der Schuß ging fehl. Auf den Schuß und das Jammergeschrei des Räubers sprang der Kornhändler herbei. Da sah er mit Entsetzen, wie der unglückselige Mensch auf dem Boden lag, wie die Schlange sich ihm um den Arm und Hals gewickelt hatte — und ihn mit giftigen Bissen tödtete. „Ach, seufzte der Sterbende, indem er den Kornhändler erblickte: Mir geschieht es recht! In eben dem Augenblicke, da ich dir das Leben rauben wollte, komme ich selbst darum."

Oft trifft den frechen Bösewicht
Gleich auf der That sein Strafgericht.

92. Der Horcher.

Anselm hatte den Fehler, daß er gern horchte. Der Vater warnte ihn oft, allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten, und sagte, er habe Einiges im Geheim mit ihm zu reden. Der Vater ging mit ihm in das Gartenhaus, und machte die Thüre zu.

Anselm schlich sogleich herbei, und hielt das Ohr an ein kleines Astloch, das in der Thür war. Allein auf einmal ward es ihm ganz wunderlich in seinem Ohre. Es war ihm, als krieche und krabbelte etwas darin herum. Bald aber empfand er so entsetzliche Schmerzen, daß er laut schreien mußte und fast rasend wurde.

Der Vater kam mit dem Bürger erschrocken aus dem Gartenhause. Man ließ einen Arzt holen. Dieser spritzte

mit einer kleinen Spritze dem Anselm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohr hervor. Der Wurm, der in dem Astloche gesteckt hatte, war dem Anselm in das Ohr gekrochen.

„Bist du nun für dein Horchen bestraft? sagte der Vater. Laß es dir künftig zur Warnung seyn! Manchem Horcher sind schon viel schlimmere Würmer, als ein Ohrwurm, in das Ohr, ja in Hirn und Herz gekrochen; ich meine Mißverständniß und Verdacht, Haß und Feindschaft.“

Möcht', freche Horcher abzuschrecken,
In jeder Ritz' ein Ohrwurm stecken.

93. Die Näscherin.

Margarethens Mutter hatte einst in der Küche beide Hände voll Arbeit und rief: „Gretchen, hole mir geschwind eine Zitrone; da ist der Schlüssel zum Speisegewölbe!“

Als Margaretha in das Speisegewölbe kam, schaute sie begierig umher, ob es nichts zum Naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem Brette den Honigtopf. Sie streckte sich, so sehr sie konnte, den Topf zu erreichen, und tupfte mit ausgestrecktem Zeigefinger hinein, um Honig zu schlecken.

Allein plötzlich zwickte etwas sie ganz entsetzlich in den Finger — und als sie schreiend und weinend die Hand herauszog, hing ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Scheere gepackt hatte, und ihn gar nicht mehr loslassen wollte.

Die Mutter hatte nämlich den Honig vor ein Paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt — und Gretchen hatte davon nichts gewußt.

Auf ihr Geschrei sprangen alle Leute im Hause dem Speisegewölbe zu. Das naschhafte Mädchen trug nicht nur einen blutigen Finger davon; sie schämte sich auch entsetzlich, daß ihre Naschhaftigkeit an den Tag gekommen war.

Vor Näscherei nimm dich in Acht,
Sie hat schon Manchem Leid gebracht.

94. Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein und wäre bald ertrunken. Allein der Schmied, der jenseits des Baches wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmied es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fing in dem brennenden Hause an zu schreien; allein kein Mensch wollte sich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, sprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmied in die Arme und sagte:

„Gott sei gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hülfe eure Tochter aus dem Feuer errettet.“

Dem, der sich Andern hülfreich zeigt,
Sind sie zu helfen auch geneigt!

95. Der Hufschmied.

Ein fremder Herr kam in einer schönen Kutsche, an der aber eine eiserne Stange zerbrochen war, in ein abgelegenes Dorf. Der Wirth sagte: „Unser Schmied ist sehr geschickt. Er ist zugleich ein gelernter Vieharzt; ja sogar die Leute im Dorfe lassen sich von ihm kuriren.“

Der Herr fuhr vor die Schmiede, und nachdem die Stange gemacht war, sagte er zum Schmied: „Ihr habt meine Kutsche trefflich hergestellt; wollt ihr nicht auch meine goldene Repetiruhr hier ein wenig ausbessern?“

Der Schmied sah den Herrn verwundert an — und die Leute, deren eine ganze Schaar zusammen gelaufen war, lachten den Herrn aus, und ließen sich es deutlich merken, daß sie ihn für einen sehr dummen Menschen ansahen.

Der Herr aber sprach: „Ich bin lange nicht so dumm, als ihr. So wenig der geschickteste Hufschmied die Sackuhr hier ausbessern kann, so wenig kann der gelehrteste Vieharzt einen Menschen kuriren.“

Den rechten Arzt, nicht Pfuscher brauchet, seyd ihr krank,
Wollt ihr statt Arzenei nicht einen Todestrank.

96. Der Gefangene.

Ritter Adelstan wurde von seinen Feinden gefangen, und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, wohin weder Sonne noch Mond schien. Er wurde mit schweren eisernen Ketten gefesselt, und das kleine Fenster seines Kerkers war mit dicken eisernen Stangen verwahrt. Vergebens suchte er, sich von seinen Fesseln los zu machen; vergebens durch das eiserne Gitter zu entrinnen. Er gab alle Hoffnung auf, jemals aus seiner traurigen Gefangenschaft befreit zu werden. Was ihm aber, da er bisher in Ueberfluß gelebt hatte, noch besonders schwer fiel, war die schlechte Kost, die ihm gereicht wurde. Man gab ihm nichts zu essen, als täglich ein wenig schwarzes Brod und nichts zu trinken, als Wasser. Er benezte oft sein Stücklein Brod mit Thränen, und sank dann hungrig auf sein Lager von Stroh.

Allein eben diese schlechte Kost diente gegen den Willen seiner Feinde ihm zu seiner Befreiung. Er wurde sehr mager — und nun streifte er mit leichter Mühe seine Fesseln ab, und schlüpfte bei Nacht zwischen den eisernen Stangen seines Fensters ohne große Anstrengung hinaus. Er lief die ganze Nacht, so eilig er konnte, seiner Heimath zu, und als er bei aufgehender Sonne sein Schloß erblickte und sich in Sicherheit sah, fiel er auf die Knie nieder und rief: „O Gott, wie dank ich Dir! Was mir ein Unglück schien, ist gerade mein Glück. Hätte man mir eine bessere Kost gereicht, so hätte mein Auge deine liebe Sonne und meine geliebte Heimath nie mehr gesehen, und ich hätte mein ganzes Leben in einem schauerlichen Kerker zubringen müssen.“

Was uns auch für ein Leiden drücke,
Es dienet stets zu unserm Glücke.

97. Der Blinde.

Ein Mann, der etwas schwach am Verstande war, hatte noch überdieß das Unglück, nach und nach das Augenlicht zu verlieren. Da sprach er denn in seiner Einfalt: „Ich weiß gar nicht, was es mit der Sonne ist; mit jedem Tage scheint sie trüber. Sie steht so traurig am Himmel, wie ein blasser Mond.“

Nach einiger Zeit, da seine Augen noch mehr zerrüttet waren, sagte er: „Es ist schrecklich anzusehen; aber es ist doch nicht anders! Die Sonne leuchtet nunmehr mit dunkeln, schauerlich rothen Strahlen, und alles, was ich um mich her erblicke, jedes Baumblatt und jede Blume, hat die natürliche schöne Farbe verloren und sieht so grau aus, wie Asche, oder gar schwarz wie Kohlen.“

Als der Mann endlich ganz blind war, rief er: „Nun ist die Sonne gar erloschen, und jetzt zur Mittagsstunde ist es so finster, als sonst um Mitternacht.“ Die Leute versicherten ihn zwar, die Sonne scheine hell und freundlich in das Dörflein herein. Er aber glaubte es nicht und blieb darauf: „Es gibt keine Sonne mehr und dicke Nacht bedeckt die Erde.“ Es fiel ihm nicht ein, den Fehler in seinen zerrütteten Augen zu suchen.

So, wie diesem Blinden, sagte ein weiser, frommer Mann, geht es dem bösen Menschen mit dem Glauben an Gott und göttliche Dinge. Indem ihn sein verfinsterter Sinn durchaus nichts Göttliches mehr wahrnehmen läßt, erlischt in ihm dieser tröstliche Glaube.“

Gott, gib uns helle Augen,
Die Dich zu sehen taugen!

98. Der Taube.

Ein Seeoffizier brachte von einer weitentlegenen Insel einen jungen Wilden mit, der unterwegs durch eine Krankheit das Gehör gänzlich verloren hatte. Eines Abends kamen bei diesem Offizier einige Freunde zusammen, und unterhielten sich mit Musik. Der Jüngling, der von musikalischen Instrumenten keinen Begriff hatte,

sah zu, wie die Claviermeister, die Flötenspieler, die Geiger und der Mann an der Baßgeige so emsig beschäftigt waren, und fing über die seltsamen Bewegungen an laut zu lachen. „Das sind tolle Leute, sagte er: ich kann mir gar keine unnüzere Arbeit denken. Dabei, ihr Herren, kommt doch gar nichts heraus.“

Der Jüngling erlangte indeß durch die Kunst eines geschickten Arztes sein Gehör wieder. Allein wie erstaunte er, als er nun in das Musikzimmer kam und bemerkte, wie jede Bewegung der Finger, jeder Hauch des Mundes, jeder Strich des Bogens seine Bedeutung habe, und die lieblichsten Töne hervorbringe. „O wie toll war ich, rief er, daß ich diese Künstler verlachte! Welche Lust, welches Vergnügen wissen sie durch ihre Kunst zu bewirken!“

„Gleich diesem Wilden, sprach der Offizier, urtheilen wir oft über die Wege der göttlichen Vorsehung, weil wir nicht genau wissen, wozu Gott dieses und jenes geschehen läßt. Werden wir dieses einst inne, so werden wir finden, daß alles übereinstimmend sey, wie die herrlichste Musik.“

Was nur geschieht, im Großen und im Kleinen,
Weiß Gott zum schönsten Ziele zu vereinen.

99. Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abende vor das Haus eines Kaufmanns, und sagte mit flehender Stimme: „Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umher irren und mein Stücklein Brod vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarmt euch doch meiner, gebt mir einen Bissen Brod, und behaltet mich über Nacht.“

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen schwarzen Manne großes Mitleid. Das kleine Lottchen sagte jedoch: „Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! Ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es rußig machen.“ Lottchens Geschwister lachten. Der Vater aber

belehrte das Kind und rief den Mohren herein, ließ ihm zu essen geben, und ihm eine Schlafkammer anweisen.

Um Mitternacht ward der Mohr von einem leisen Geräusche aufgeweckt, und sieh — zwei Räuber stiegen zum Kammerfenster herein und ihre Schwerdter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf, und schrie mit tiefer fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?“ Die Räuber erschracken über die schwarze Gestalt, glaubten den bösen Geist zu sehen und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, daß sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre böse Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohren aber sprach der Kaufmann: „Du sollst nun für immer in meinem Hause bleiben und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir dir erwiesen, hast du uns eine sehr große erzeigt. Ja Gott hat unsere Gastfreundlichkeit gegen dich reichlich belohnt, und dich, du guter schwarzer Mann, zu unserm Schutzengel ausersehen, uns und das Unsrige gegen Mord und Raub zu beschützen.“

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

100. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeers, wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine Felsenhöhle ihre Wohnung.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen; sie wußten nichts mehr von dem festen Lande, und Brod, Milch, Obst und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine große Freude und hofften nun von ihren Leiden erlöset zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretterne Fahrzeug stieg und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! D'rüben ist es ja besser — und ihr alle kommt ja bald nach!"

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns alle wieder."

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O wie thöricht war unsre Furcht! sagten die Kinder; nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen."

„Lieben Kinder, sprach der Vater, unsre Ueberfahrt von jenem wüsten in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung. Es steht uns allen noch eine weitere Reise — aber in ein noch viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein — wiewohl nur schwaches — Bild des Himmels; die Ueberfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, in der vier schwarze Männer uns einst forttragen werden. Aber, wenn einst die Stunde schlägt, da ich, eure Mutter oder ihr fort müsset — so erschreckt nicht. Der Tod ist für gute Menschen nichts, als eine Ueberfahrt in's bessere Land."

Das glückliche Ufer, wir grüßen es bald,
Und dann sind die Wetter und Stürme verhallt.

Wie
Heinrich von Eichenfels
zur
Erkenntniß Gottes
kam.

Eine Erzählung

für

Kinder und Kinderfreunde.

Erstes Kapitel.

Aufsicht über Kinder, ein Engelsgeschäft.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf einem alterthümlichen, aber sehr prächtigen Schlosse, nahe an einem großen Walde, Graf Friedrich und Gräfin Adelhaid von Eichenfels. Ein zartes, wunderschönes Knäblein, Namens Heinrich, das sie unaussprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater aussprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die fromme Gräfin blieb zurück auf dem Schlosse, und der einzige Trost über die Abwesenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer stillen Einsamkeit war ihr geliebter kleiner Heinrich. Sie hatte sich vorgenommen, ganz der Erziehung desselben zu leben, und ihr ganzes Herz sehnte sich nach dem seligen Augenblicke, da sie mit dem holden Knaben auf dem Arme ihrem theuern Gemahl würde entgegen eilen können.

Eines Abends saß die Gräfin mit ihrem Kinde auf dem Schooße in ihrem Zimmer. Margaretha, das Kindsmädchen, stand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlich scherzend einige frischgepflückte Blumen vor. Das Kind streckte lächelnd die kleinen Händchen darnach aus, und auch die Mutter lächelte sehr vergnügt, und ergötzte sich an der Freude des Kindes. Da trat auf einmal ein Diener, der mit dem Grafen ins Feld gezogen war, herein, und brachte die traurige Nachricht, der Graf sey

schwer verwundet, und verlange vor seinem Ende, das vielleicht nahe sey, seine Gemahlin noch zu sehen. Die Gräfin war todtenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind fast nicht mehr halten. Der Bote machte, als er den Schrecken der Gräfin sah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indeß konnte er doch nicht verhehlen, sie müsse Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn sie ihn noch sicher am Leben antreffen wolle. Die Gräfin entschloß sich augenblicklich abzureisen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter kleiner Heinrich, sagte sie, ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter weinet! Armes Kind, du verlierst deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie schmerzt es mich, daß ich dich auf dieser weiten beschwerlichen Reise in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!"

„O Margaretha, rief sie, indem sie sich zu dem Mädchen wandte, dir übergebe ich das Liebste, was ich hier zurück lasse. Habe doch recht Acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es schläft. Verpflege es sorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem schönen Tage, besonders des Morgens, in den Garten an die frische Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere schöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden kann, womit er sich stechen, oder das er verschlingen könnte. Am wenigsten wirst du dich unterstehen, ihm etwas leid zu thun, und ihm Zorn und Unwillen über seine kindliche Unbehülflichkeit empfinden zu lassen. Die Aufsicht über kleine Kinder ist ein Engelsgeschäft. Sey du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beschließerin, der ich das ganze Hauswesen übergebe, wird mir schon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt habest. Versprich es mir, diese meine letzten Ermahnungen nie ausser Acht zu lassen, damit ich wenigstens in diesem Stücke ausser Sorge seyn könne. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurück komme. Wenn du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurück geben wirst, so werde ich dich zu belohnen wissen. Auch werde ich dir etwas recht Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen soll."

Margaretha versprach alles. Die Gräfin küßte das Kind, segnete es, und blickte mit nassen Augen, indem sie innerlich betete, lange zum Himmel, gab dann das Kind Margarethen in die Arme, und stieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerschaft und Unterthanen in den Wagen, und fuhr noch bei einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

Zweites Kapitel.

Großes Unglück aus kleinem Ungehorsam.

Margaretha war ein armes, verwaistes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich frommes Gemüth, einen heitern fröhlichen Sinn, und ein sehr liebliches, blühendes Aussehen. Deßwegen hatte die Gräfin sie zur Wärterin des kleinen Heinrich angenommen. Das gute fromme Mädchen befolgte alles, was die Gräfin ihr befohlen hatte, genau, und es vergieng keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfin nicht zu Sinne gekommen wären. Denn sie liebte die Gräfin als ihre größte Wohlthäterin, und hatte an dem holden Kinde die herzlichste Freude, ja sie ehrte in demselben schon ihren künftigen Grafen und Herrn. Eines Tages saß Margaretha neben dem schön geflochtenen Wiegenkorbe des schlafenden Kindes und strickte. Sie hatte den Korb, der sich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Rosen geschmückt, damit dem Kinde sogleich bei dem Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor schützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe störe — und lieblicher und schöner als die frischen Rosen schienen die rothen Wangen des schlafenden Kindes durch den zarten, durchsichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Musikanten vor das Schloßthor, und ließen sich da hören. Die Leute im Schlosse liefen alle zusammen und riefen den Musikanten herein in die untere Stube, um sich, weil die Herrschaft eben nicht zu Hause war, bei Musik und Tanz einen lustigen Nachmittag zu machen. Margaretha hörte nichts

lieber, als Musik; dennoch blieb sie, der Worte der Gräfin eingedenk, an dem Wiegenkorbe des schlafenden Kindes ruhig sitzen. Da kam Görge, der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gretchen, rief er, komm doch auch herab! Du glaubst nicht, wie lustig es zugeht. Solche prächtige Musik hab' ich noch nie gehört. Der eine hat ein Hackbrett, und schlägt darauf zu, als wollte ers in Stücke zerschlagen. Ein kleiner Bube spielt den Triangel, der auch nicht übel klingt; und ein großer, dickbackiger Junge bläst das Posthorn dazu, daß einem beide Ohren klingen, fast lauter als Triangel! Komm doch geschwind herunter!" Margaretha sagte, sie dürfe das Kind keinen Augenblick verlassen. „Sei nur nicht so kindisch, sagte der leichtsinnige Bursche. Du wirst wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind schläft ja, und du kannst ihm ja nicht schlafen helfen. Komm, komm, und zier dich nicht so. In einem Viertelstündchen bist du wieder hier. Einen Reihen wirst du mir nicht abschlagen." Margaretha ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, sich bereden, und ging mit hinab. Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angst kam sie an. Sie wollte gehen; allein die Uebrigen hielten sie auf. Zuletzt riß sie sich mit Gewalt los, und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entsetzen ergriff sie! Das Bettchen war leer — sie sah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte sich zwar, und tröstete sich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schlosse das Kind zum Scherze in ein anderes Bette gelegt, um sie zu erschrecken. Aber schon der Gedanke, die Gräfin könnte dieses inne werden, machte sie zittern. Sie eilte von Zimmer zu Zimmer — und sah nirgends etwas von dem Kinde. Eine wahre Todesangst ergriff sie. Sie eilte hinab und rief unter die Tanzenden: „Der junge Graf ist nicht mehr in seinem Bettchen; wer von euch hat mich so erschreckt, und das Kind hinweggenommen?" Niemand wußte etwas davon; kein Mensch war aus dem Zimmer gekommen. Alle hörten sogleich auf zu tanzen, und die Musikanten gingen fort, ohne das Trinkgeld abzuwarten.

Alle, so viel ihrer in der Stube waren, eilten erschrocken hinauf; alles wurde durchsucht, bald zeigte sich, daß ausser dem Kinde noch allerlei Kostbarkeiten fehlten. Was konnte man anders denken, als das Kind sey geraubt worden.

Die allgemeine Lustbarkeit verwandelte sich nun in Weinen und Wehklagen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott, rief die Beschliesserin lautweinend, ach, die gute Gräfin — wie wird es erst ihr seyn, wenn sie das hört! Das ist ihr Tod.“ Margaretha aber wollte verzweifeln, sie wäre im ersten Anfall der schrecklichsten Verzweiflung fort gerannt, und vielleicht gar in den Fluß gesprungen, wenn man sie nicht aufgehalten hätte! „O du mein Gott, rief sie mehrmals und voll des heftigsten Schmerzens, wer hätte das geglaubt, daß ein so kleiner Ungehorsam so große schreckliche Folgen haben könnte!“

Drittes Kapitel.

Der größte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schlosse vom Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd, in dem Zimmer des Kindes beisammen waren, indem Margaretha, halb wahnsinnig, scheu und verwildert aus ihren schwarzen Augen blickte, und mit zerrauften Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden saß, auf dem die Rosen, die den Wiegenkorb geschmückt hatten, zerstreut und zertreten umher lagen: da ging mit einem Male schnell die Zimmerthüre auf — und die Gräfin trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht so gefährlich, als es Anfangs geschienen hatte.

Sobald er sich ausser aller Gefahr befand, hatte die Gräfin auf Zureden des Grafen und aus eigenem Antriebe ihres mütterlichen Herzens, die Rückreise angetreten, um nur recht bald wieder bei ihrem lieben Kinde zu seyn. Sie war nur aus der Kutsche gesprungen, und

sogleich auf das Zimmer geeilt, wo sie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffte.

Alles im Zimmer erschrack bei dem Anblick der Gräfin. Margaretha that einen lauten Schrei. „O Gott, rief sie, sey mir und ihr gnädig! — Die Gräfin sah die todtenblassen Gesichter — die rothgeweinten Augen — Margarethens Verzweiflung, — die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tausend bange Ahnungen, tausend schreckliche Gedanken zuckten gleich Blitzen durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als sie endlich die Geschichte halb erfuhr und halb errieth, da war es ihr, als brächen Himmel und Erde auf sie herein; sie sank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht alles herbei geeilt wäre, sie zu halten.

„O Gott, o Gott, rief sie endlich jammernd, als sie wieder zu sich selbst gekommen war, welch ein entsetzliches Leiden hast Du mir aufgelegt! Ach, mein Kind, mein Kind, mein liebstes Kind! O mein Gemahl, mein theuerster Gemahl, ach, diese Botschaft wird dir tiefere Wunden schlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber, lieber, guter, kleiner Heinrich, wo bist du wohl jetzt? In welche Hände bist du gefallen? O, wenn du von Räubern entführt worden und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachsen solltest — wie schrecklich wäre das? Ich kann nicht einmal daran denken! Ach, lieber weinte ich an deinem kleinen Grabe! O dann wärest du ein schöner Engel an Gottes Throne und ich hätte den Trost, dich dort einstens wieder zu sehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieser einzige, dieser süßeste Trost! Ach, was kann, was wird unter solchen Menschen aus dir werden?‚‘

„O Gott, rief sie dann wieder, und fiel auf die Knie nieder, und blickte mit gerungenen Händen weinend zum Himmel. O guter Gott, Du einziger Trost in allen Nöthen! Mein Kind ist zwar meinen Armen entrissen, aber deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht, in welchen finstern Wäldern, in welcher Räuberhöhle es sich befindet; aber dein Auge sieht es, wo es auch ist. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr

erweisen, aber Du und nur Du allein kannst es erhalten. Du hörest ja das Schreien der jungen Raben — o höre auch das Flehen dieses Kindes, das gewiß weint und wimmert und sich nach seiner Mutter sehnt. — Mir und meinem lieben Gemahl aber gieb die Gnade, diesen Verlust zu ertragen! Obwohl zunächst Unvorsichtigkeit und Bosheit der Menschen uns den kleinen Engel geraubt haben — so ließest doch Du es zu. Du fügtest es so! Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieser Schmerz wird unter deiner Leitung einmal zum Heile seyn.“ So tröstete sich die trauernde Mutter.

Margaretha aber war ohne allen Trost. Sie fiel der Gräfin zu Füßen und bat sie um Verzeihung. „Ach, sagte sie zur Gräfin, wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreien könnte, ich wollte gerne den letzten Tropfen vergießen. Lasset mich hinrichten; ich will gerne sterben.“ Die Gräfin verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung, sprach sie; es soll dir kein Leid geschehen, wie weise mein Befehl war; du hast es nun erfahren, was Ungehorsam, Leichtsinn, Hang zu Lustbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unser aller Freuden auf dieser Welt sind nun für immer dahin, wie die Rosen hier, die welk und entblättert auf dem Boden umher liegen.“

Nachdem die Gräfin sich von dem ersten Schrecken erholt und vernommen hatte, das Kind sey erst vor ein Paar Stunden geraubt worden, so schickte sie sogleich eine Menge Leute aus, es aufzusuchen. Ein Bote nach dem andern kam wieder zurück. Margaretha lief jedem entgegen, und weinte immer aufs neue, sobald sie schon von weitem seine trostlose Miene sah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringste Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margaretha weinte sich fast die Augen aus. Nach und nach wurde sie zwar ruhiger; aber sie war immer sehr blaß und ging umher, wie ein Schatten. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verschwand sie, und kein Mensch wußte, wo sie hingekommen war.

Viertes Kapitel.

Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerin, ein altes, häßliches Weib mit pechschwarzen Haaren und gelbbraunem Gesichte, hatte das Kind geraubt. Das Weib gab sich, leichtgläubige Menschen zu betrügen und zu bestehlen, mit Wahrsagen ab. Unter diesem Vorwande war sie schon früher einmal in das Schloß gekommen, und hatte alle Gelegenheiten wohl auskundschaftet. Sie stand mit dem Aeltesten der drey Musikanten im Einverständnisse, und während dieser mit lärmender Musik alle Leute im Schlosse in die untere Stube lockte, war die Zigeunerin durch ein kleines Thürchen in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtsamkeit offen gelassen hatte, in den Schloßgarten, und auf einer wenig besuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kindes geschlichen, hatte das Kind und was sie sonst in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnte, genommen und war damit durch den Garten schnell in den Wald entflohen.

Dort verbarg sie sich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finstern Nacht machte sie sich auf, und trug das Kind weiter. Sie ging auf lauter abgelegenen heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte sie sich hinreichend versehen. Den Tag über versteckte sie sich wieder in dichtes Gesträuch oder in das Korn. So wanderte sie viele Meilen weit fort, bis ins Gebirg. Hier befand sich, tief unter der Erde, eine schauerliche Höhle, die ein Theil eines eingegangenen, halbverschütteten Bergwerks war. Der Eingang dazu war von Felsentrümmern und verwachsenen Dornen so gut versteckt, daß ihn nicht leicht ein Mensch finden konnte. Nachdem die Zigeunerin lange durch Gestein, Dorngesträuch und Brombeerstauden gekrochen war, kam sie an eine eiserne Thüre, zu der sie den Schlüssel hatte. Sie öffnete die Thüre, und kam dann durch einen langen Gang, der wohl eine Stunde dauerte, endlich in die Höhle.

Die Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier

verbargen sie sich, um vor der strafenden Gerechtigkeit sicher zu seyn. Hier verwahrten sie in großen schweren Kisten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und kostbarer Geräthe, Gold und Silber, Edelsteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer, mit trotzigen Gesichtern und rauhen Bärten, saßen, als die Zigeunerin mit dem Kinde ankam, eben beisammen, tranken, rauchten Tabak und spielten in den Karten. Sie hatten eine große Freude, als sie vernahmen, dieses Kind sey der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und sie überhäuften die Zigeunerin mit Lobsprüchen über den gelungenen Raub. Ein solches Kind vornehmer Eltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten sie schon lange gewünscht. „Du hast dich trefflich gehalten, alte Großmutter! sagte der Räuberhauptmann. Nun sind wir vollkommen sicher. Wird einmal einer von uns gefangen, so drohe er nur, daß wir übrigen, sobald wir hörten, man habe einem unserer Spießgesellen ein Leid gethan, dieses Kind gemäß unserer Abrede schrecklich zu Tode martern würden. Da wird man seiner gewiß schonen, oder ihn vielleicht gar gehen lassen." Der Hauptmann befahl hierauf der Zigeunerin, die den Räubern kochte und die Hauswirthschaft führte, wohl für das Kind zu sorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieser schauerlichen Höhle kam nun das holde Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus seiner ersten Kindheit erloschen. Es wußte nichts mehr von der Sonne, dem Mond, der ganzen schönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in diese Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hing von dem dunkeln rußigen Gewölbe der Höhle herab, und erhellte mit ihrem trüben, rothen Schimmer die rauhen Felsenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brod, Fleisch, Gemüse, und besonders solche Speisen, die sich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberflusse. Ein großes Faß mit Wasser in einer Ecke der Höhle, das sie von Zeit zu Zeit frisch auffüllten, vertrat in dieser unterirdischen Haushaltung die Stelle des Brunnen. Da sie das Wasser aber weit holen mußten, so ging die Zigeunerin sehr

sparsam damit um, und schärfte es dem Kleinen sehr ein, den Hahn immer wohl zu schließen. Eine Streu von Binsen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerin ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich zu essen; allein sie unterrichtete ihn gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder lesen noch schreiben, und hörte aus dem Munde dieser bösen Menschen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Lust zum Spielen zu dieser schrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt sich gerne mit dem Kleinen und brachte ihm, so oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er schenkte ihm allerlei von Holz ausgeschnitzte schön bemalte Figuren, die Abbildung einer Schäferei mit vielen Schaafen, nebst Schäfer und Schaafhund, eines Gartens mit allerlei Bäumen, an denen gelbe und rothe Früchte hingen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine kleine Flöte, und lehrte ihn ein Liedchen darauf spielen; ein anders Mal brachte er ihm einen Bund gemalter Blumen und lehrte ihn selbst Blumen aus Papier ausschneiden, sie zusammen fügen und mit allerlei Farben bemalen. Der Kleine beschäftigte sich auf diese Art manche Stunde. Das Liebste aber aus allen seinen Spielsachen war dem Kinde ein kleines Bildniß seiner Mutter, das die Zigeunerin in dem Schlosse entwandt hatte. Es war unvergleichlich schön und lieblich gemalt, in Gold und geschliffenen Kristall gefaßt, und ringsum mit Diamanten besetzt. Die Zigeunerin ließ es ihm, aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn sie besonders guter Laune war.

Der junge Räuber betrachtete das Bild öfter, gedachte seiner eignen Mutter und wischte sich eine heimliche Thräne aus dem Auge. „Armes Kind, sagte er bei sich selbst, es war doch grausam, dich einer solchen Mutter vom Herzen hinweg zu reißen. O wie ganz anders würdest du es bei ihr gehabt haben, als hier in diesem schauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute

Mutter, wie wird sie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen — wie gerne würde ich es thun! Aber ich selbst bin wie ein Gefangener! Hundert Mal wäre ich schon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut und mich nicht immer so sorgfältig bewacht hätten."

Er führte mit dem Knaben allerlei Gespräche, erzählte ihm mancherlei, das dem Kleinen Freude machte, und seinen Verstand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden; das hätten die übrigen Räuber nicht gelitten, weil sie sich vor allem scheuten, was ihr Gewissen aufwecken konnte.

Fünftes Kapitel.

Versuch zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er sehr neugierig zu wissen, wo die Männer denn immer hingingen. Er bat sie öfter, ihn mitzunehmen; allein sie wiesen ihn allemal kurz und rauh ab und vertrösteten ihn auf ein anders Mal. Einstens waren sie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerin, die gar nicht mehr gut zu Fuß war und immer zurück blieb, war dem muntern Knaben eine sehr traurige Gesellschaft. Sie war immer sehr grämlich und saß, wegen ihrer triefenden Augen, oft stundenlang hinter einem grünen Lichtschirm und flickte altes Leinenzeug oder zählte Geld, ohne ein Wort zu reden. Dann schlief und schnarchte sie wieder mehrere Stunden in Einem fort.

Als sie nun wieder einmal fest eingeschlafen war, faßte der Knabe Muth, zündete eine Wachskerze an, ging in dem dunkeln Gange, durch den die Räuber alle Mal fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an die eiserne Thür. Es gelang ihm aber nicht, sie zu öffnen, indem sie mit einem schweren Schlosse fest verschlossen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere schmale Nebenwege, in denen man Stunden weit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine ging in den ersten Gang, den er im Zurückge-

ben bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen und seine Kerze bereits ausgebrannt und am Erlöschen war, schien es ihm, als sähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde gieng er darauf zu. Das röthlich strahlende Licht wurde immer größer, und endlich so groß, daß es ihm als eine feurige, aufrecht stehende Gestalt vorkam. Er aber ging immer muthig vorwärts; und stand endlich an einem Felsenrisse, durch den die Morgenröthe herein schien, und durch den man bequem in das Freie hinaus gehen konnte — und mit einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er, diesem dunkeln, unterirdischen Aufenthalte entronnen, nun das erste Mal unter Gottes schönem, blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge da stand — das kann keine Zunge aussprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen und der Morgenhimmel glänzte wie Glut, und auf Wald und Gebirg schwebte ein röthlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel sangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem sich das Morgenroth und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abspiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erstaunen außer sich — es war ihm, als sey er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie schlaftrunken. Er konnte nur schauen — er fand lange keine Worte, sein Erstaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit — wie unermeßlich weit ist es um mich her! O wie schön — wie herrlich ist alles." Und dann staunte er wieder eine hohe Eiche, oder einen Felsen voll grüner Tannen, oder den spiegelhellen See, oder einen blühenden Strauch von Waldrosen an.

Jetzt ging über einem entfernten Tannenhügel zwischen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine sah mit starrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor, und er meinte wirklich, die Wolken, die er das erste Mal sah, fingen an zu brennen. Unverwandt sah

er hin — bis endlich die Sonne, von leichtem Morgenduft wie von einem zarten Flor bedeckt, golden, rund und schön über den Hügeln schwebte. „Was ist doch das? Welch ein wunderbares Licht!“ rief der Knabe, und stand noch immer mit starrenden Blicken und vor Verwunderung ausgestreckten Armen — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte.

Hierauf ging er ein wenig umher; er getraute sich aber kaum, weiter zu gehen, aus Furcht, die schönen Blumen zu zertreten, mit denen der Boden überall wie besäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das sich unter einem blühenden Rosenstocke gelagert hatte. „Ei, ein Lamm, ein Lamm!“ rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte sich, stand auf und blöckte. Der Kleine fuhr erschrocken zurück. „Was ist das? rief er; das lebt ja! Es kann gehen — es hat eine Stimme! Die meinigen sind alle stumm und todt und keines rührt sich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben? Er wollte sich mit dem Lamm in ein Gespräch einlassen; er that allerlei Fragen an das Thierchen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem nämlichen unverständlichen Schrei antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein schöner blühender Jüngling mit rothen Wangen und gelben Haaren herbei, der das Lamm vermißt und gesucht hatte. Er hatte dem Kleinen schon lange zugesehen, und wußte nicht, was er von ihm halten solle. Der Knabe erschrack zuerst über den Anblick des Jünglings. Da der Jüngling ihn aber sehr freundlich grüßte, so faßte der Kleine Muth. „O, wie schön bist du!“ sprach er zu dem Jüngling. „Und sage mir doch, fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, gehört diese große, große weite Höhle dein? Darf ich nicht hier bei dir und bei deinem Lamme bleiben?“ Der Jüngling verstand das Kind nicht, und meinte Anfangs, es sey verrückt. Er fragte es, wie es hieher gekommen sey. Als nun der Kleine sagte, daß er aus dem Boden herausgekrochen sey, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem Hirten un-

heimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indeß den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte sein Lamm unter den andern, und eilte so schnell davon, als setzten ihm die Räuber schon auf dem Fuße nach.

Sechstes Kapitel.

Die Einsiedelei.

In dem Gebirge lebte ein alter, sehr ehrwürdiger Einsiedler, der über achtzig Jahre zählte, und wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit, unter dem Namen Vater Menrad, weit umher berühmt war. Zu diesem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einsiedelei, zu der es nicht sehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächst dem See, und glich einem Paradiese. Die kleine, mit Rebenblättern überkleidete und mit einem bemoosten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte stand zwischen schattichten Fruchtbäumen, mitten in einem Garten voll der schönsten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob sich ein Weinberg, und seitwärts zog sich ein schmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und wo sonst noch zwischen den Felsen ein übriges Plätzchen war, stand ein Baum, der die herrlichsten Früchte, oder wenigstens ein Strauch, der köstliche Beeren trug. Auf einem Felsen, der sich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit spitzigem Thürmlein empor, und eine Treppe, die in den Felsen eingebauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis saß, als der Jüngling mit dem Knaben durch das vergitterte Pförtchen des Gartens herein kam, eben auf einer hölzernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigste Aussicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er sehr andächtig las, lag vor ihm auf dem Tische. Die wenigen Haare, die seinen kahlen Scheitel umgaben, und sein großer Bart war weiß wie Schnee, seine Wangen aber noch blühendroth, wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutseligkeit stand er auf, grüßte beide, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerksamkeit an, und fragte den Knaben um dessen Namen, indem er ihn voll des innigsten Mitleidens auf seine Arme nahm. Er ahnete bald, das Kind sey vornehmen Eltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bei mir, sagte er zu dem Jünglinge, und sage für jetzt noch keinem Menschen davon. Ich hoffe, seine Eltern sind noch aufzufinden — und hier ist er indeß gegen die Nachstellungen der Räuber am besten geschützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber ist bei mir nicht zu holen, und guten Rath und heilsame Ermahnungen, die freilich oft mehr werth sind als Gold und Silber, hassen sie.“ Zu dem Knaben aber sprach er: „Sey mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater seyn, und für dich sorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurück geben kann. Nenne mich von nun an nicht anders, als Vater!“

Der Alte bewirthete hierauf seine Gäste mit Milch und Brod, und nachdem der Jüngling sich erquickt hatte, ergriff er seinen Hirtenstab, um zu seiner Heerde zurück zu kehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling versprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm schenkte, so gab er sich zufrieden, und zeigte über das Geschenk, das in seinen Augen einen unermeßlichen Werth hatte, eine ganz ungemeine Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne und die Blumen.

Da der Jüngling fort war, setzte der mitleidige Greis den Knaben, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, neben sich auf die Bank. „Lieber Heinrich, fieng er an, weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?“

„O ja, sagte Heinrich, ich habe eine schöne Mutter

— hier in meiner Tasche. Da sieh einmal!“ Er zog das kleine Bildniß heraus, das er zu sich gesteckt hatte, und das in einem schönen Futteral von rothem Saffian wohl verschlossen war. Der arme Kleine hatte das Bildniß seiner Mutter noch nie am Sonnenlichte gesehen. Er erstaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit desselben und über dem Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergingen ihm die Augen.

„Wie es doch bei dir so helle ist! sprach er; aber sage mir nur, fuhr er fort, und zeigte auf die Sonne, wer hat denn die schöne goldene Lampe da droben angezündet, die alles rings umher so hell macht? Ich kann sie nicht einmal ansehen vor Glanz. Die in unserer Höhle war dagegen nur trüb und armselig — und wie kommt's denn, daß sie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich sie zuerst sah, kam sie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war sie schon so hoch droben, daß ich sie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auch auf dem höchsten Baume gestanden wäre. Wie ist doch dieß gemacht, daß sie so frei schwebt und sich so bewegt? Man sieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt sie denn? Und wer steigt wohl da hinauf, frisches Oel nachzugießen?“

Vater Menrad sagte ihm, daß man dieses große, schöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl schon tausendmal länger, als der kleine Heinrich lebe, immer so laufe und in Einem fort so brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Das begreife ich nicht!“ sagte Heinrich. „Aber was du da für wunderschöne Blumen hast!“ fing er wieder an, und stand auf und sprang zu den Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich schön roth und gelb und blau sie bemalt sind! Und wie alle die unzähligen Blättchen so schön und zart, eines wie das andere, ausgeschnitten sind! Und aus was wohl alle diese Blättchen seyn mögen? Papier ist dieß keins, ja Seide ist nichts dagegen. Sag', hast du alle diese Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen sind gar unbeschreiblich feine und zarte Fäserchen. Da gehörte eine feine Scheere dazu, und

scharfe Augen. Ich habe wohl auch schon Blumen gemacht; aber so schön kann ich's nicht."

Menrad sagte, daß kein Mensch eine solche Blume machen könne, und daß sie alle von selbst aus der Erde gekommen seyen. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. "Das kann gar nicht seyn, sprach er, da will ich doch viel lieber glauben, du habest sie gemacht." Der Greis zeigte dem Knaben die zierliche Saamenkapsel der gefüllten Mohnblume, schüttelte ihm die winzig-kleinen runden Körnlein auf die Hand und sagte ihm, in jedem solchen Körnlein stecken eine Menge solcher großen purpurrothen Blumen, die darauf hervor kämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege — und so seyen auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe sah den Greis an, ob das sein Ernst sey, und sprach: "Aus einem solchen winzig-kleinen Kügelein sollte eine so große, schöne Blume kommen? Da müßte ja ein solches Körnlein unendlich künstlicher eingerichtet seyn, als die künstlichste goldene Taschenuhr." "Das ist es auch!" sagte Menrad. "Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?" sagte der Kleine. "Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle diese Blumen zu machen, als ein einziges solches Körnlein!"

Er betrachtete die Blumen aufs Neue, ging immer von einem Blumenbeetchen zum andern und konnte sich nicht satt daran sehen. Indeß wurde es ihm an der Sonne zu heiß. "Was diese Lampe für eine Hitze hat! rief er. Sie ist so weit weg und macht einem doch so warm! Es ist ein wunderbares Licht!" Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tisch lieblich beschattete. "Da ist es doch recht kühl und angenehm, sagte Heinrich, indem er zum Baume aufblickte. Der Baum ist gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige Licht, sondern auch gegen die Hitze schützt. Wie groß er ist und wie viele tausend Blättchen er hat! Der Stamm ist, wie ich sehe, wie aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß du diese unzählige Menge von

Blumen und Blättern gemacht habest. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!"

Achtes Kapitel.

Kräuter und Bäume.

Indeß ging der Greis in die Hütte und besorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerst Milch und Brod, und dann für den Knaben Butter und Honig, und ein niedliches Körblein voll der schönsten Aepfel; für sich aber Wurzeln und Kräuter, eine große, goldgelbe Melone und etwas rothen Wein in einer hellen, gläsernen Flasche. Heinrich ließ es sich sehr gut schmecken, und sagte zu dem Greise: "Aber wo nimmst du denn alle die guten Sachen? Ziehst du bisweilen auch auf den Raub aus?"

Vater Menrad erzählte ihm unter dem Essen, wie wunderbar alles gewachsen sey. "Sieh, sagte er, da er eben nach einem Apfel griff, ihn für Heinrich zu schälen und zu zerschneiden, diese Aepfel hier im Körblein bekam ich von diesem Baume. Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll solcher schönen Aepfel hervor." "Ist das aber auch wahr?" sagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich ansah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Ast herab, und zeigte ihm die kleinen, grünen Aepfelein. "Siehst du nun, sagte er, wie sie aus dem Zweiglein hervor kommen. Sie werden nun immer größer und größer, und zuletzt so groß, und so schön gelb und roth, wie diese hier in dem Körbchen. Der ganze große Baum selbst aber, sagte Menrad, indem er den Apfel zerschnitt, kam aus einem solchen kleinen Kernlein, wie hier an dem Messer eines hängt. Ich hab diesen Baum da noch als ein solches Kernlein gekannt. In einem jeden solchen Kerne steckt ein solcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge solcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man so viele Aepfel bekommen, daß sie die Welt nicht fassen würde, und

daß ein Mensch, wenn er auch ewig lebte, sie nicht zählen könnte.“

„Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein, fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben einige Getreidekörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. Es ist da, wie mit dem Apfelkerne oder den Saamenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen solchen Getreidekörnlein könnten wir viele tausend solche Brode bekommen wie das hier auf dem Tische.“ Menrad beschrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Gespräches auf sein reiches Kornfeld, wo man vor Kurzem nichts als Eisschollen gesehen. Heinrich sprang hin, und fand zu seiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und so, beschloß Vater Menrad, ist es mit allen grünen Gewächsen, die du weit und breit umher erblickest. Alle, das Gras hier zu unsern Füßen, die blühenden Rosensträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaums — grünten und blühten aus solchen Körnlein auf, oder können wenigstens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tische erblickest, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brod und der stärkende Wein, alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kresse, der Rettig, die große schöne Melone; auch die Zweige, aus denen diese netten Fruchtkörblein geflochten, das Holz, aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja sogar Tisch und Bank haben wir solchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauche sie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum, und dort hunderttausende von Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und so meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüste war, mit allem, was schön ist, reichlich auszuschmücken, und an allem, was zum Leben nothwendig ist, Ueberfluß zu haben.

Dem Knaben waren dieß lauter Wunderdinge. Wie er vorhin alles voll Erstaunen anschaute, so höchst erstaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einsiedlers zu.

Neuntes Kapitel.

Die Quelle und der Regen.

Indeß hatte die Sonne sich gewendet; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, so wollte er dennoch aus weiser Vorsicht wenigstens seine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm seine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand, und ging zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachsenen Felsen hervorbrach.

Heinrich schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „Welch' eine Menge Wasser das ist, rief er, die da aus dem Steine herausrinnt! Alle Augenblicke meine ich, es müsse aufhören, und immer fließt es gleich stark fort. Wer hat doch die Menge Wasser oben hineingegossen, und wo nimmt man Wasser genug her, nachzufüllen? — Du solltest die Oeffnung verschließen und das Wasser mehr sparen; sonst geht es dir aus.“ Menrad sagte ihm, daß dieses Wasser wohl schon so lange, als die Sonne leuchte, in Einem fort ohne Aufhören da heraus fließe, niemals abnehme und keines Auffüllens bedürfe. Er sagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuer großen Spiegel angesehen hatte, nichts sey, als lauter Wasser. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Menrad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück, und fing an, seine Blumen zu begießen. „Ach, was machst du da? sagte Heinrich, da verdirbst du ja deine Blumen: jetzt wird die Farbe abgehen.“ Menrad sagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewisse Art lebten, das Wasser so nothwendig hätten, als der Mensch das Trinken. „Aber, sagte Heinrich, wer kann denn allen

diesen Gewächsen genug Wasser zutragen? Wer steigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?“ Menrad sagte ihm: „Dafür ist schon gesorgt.“ „Auf welche Art, siehst du vielleicht eher, als wir denken! fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her — und es fing an, erst sehr sanft und dann sehr stark zu regnen. Das war für Heinrich abermals eine wunderbare Erscheinung. „Das ist eine gute Einrichtung, sagte er; sie erspart dir viele Arbeit. Das Wasser fällt so schön, in tausend und tausend Tropfen herab, als käme es aus einer Gießkanne. — Aber wer ließ denn diese Wolke, wie du das wunderliche Ding nennest, kommen? Wer brachte das Wasser da so hoch hinauf? Wie kommts doch, daß die Wolke so frei schwebt, und nicht herunterfällt?“ „Das sollst du schon noch hören!“ sagte Menrad. Der Kleine sah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es sich verzog und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anstaunen lauter neuer Gegenstände, unter Freude und Bewunderung kam dem Knaben der Tag sehr schnell herum. Denn hundert Dinge, die andre Menschen aus Gewohnheit gleichgültig ansehen — ein goldgrünes Käferlein, das auf einem Rosenblatte saß; ein gestreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumstamme hinaufkroch; die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hingen; eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anstimmte, und dann munter von Baum zu Baum flog; die Ziegen des Einsiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurück kamen — waren dem Kleinen höchst wundervolle Erscheinungen, und gaben Anlaß zu mancherlei Fragen und Antworten.

Endlich ging die Sonne jenseits des See's unter. „O weh, rief Heinrich erschrocken, jetzt taucht sich die Sonnenlampe dort ins Wasser; dann löscht sie aus und all unsre Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine

Lampe anzünden — die wird uns in diesem großen weiten Raum wenig helfen."

Vater Menrad beruhigte ihn. "Hab' keine Sorge, sprach er. Jetzt gehen wir bald schlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeschlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegengesetzten Seite zwischen jenen Bergen wieder herauf. So lauft sie, ohne nur einen Augenblick still zu stehen, beständig im Kreise umher, und erleuchtet und erwärmet Alles."

Zehntes Kapitel.

Die wichtigste Frage und die richtigste Antwort.

Heinrich kam auf seine alten Fragen zurück, die der weise Mann mit Vorsatz nicht sogleich beantwortet hatte, sondern vielmehr die Wißbegierde des Knaben noch immer mehr reitzte. "Ja, wer macht denn, fragte er wieder, daß die Sonne immer so lauft? Und wer hat dieses große, große schöne Gewölbe daneben gebaut, und es so schön bemalt? Wer hat das viele Wasser in jenen Felsenstein dort eingeschlossen, daß es so reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß sie so frei in der Luft herbeischweben, und alle Gewächse mit so unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß sie eine Flöte haben, so schöne Lieder spielen? Wer hat Blumen und Bäume in so kleine Körnchen verborgen, daß sie an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, heraus kommen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen bedecken, und uns mit so herrlichen Geschenken überhäufen? Wer hat Alles so gut und so schön eingerichtet?"

"So meinst du denn wirklich, sagte Vater Menrad, daß Jemand sey, der diese schöne Einrichtung gemacht habe?"

"O ja freilich, sagte Heinrich; das ist ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verstand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn sie dieselbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, da hat-

ten sie viele Mühe, sie zu stützen. Und an diesem schönen, großen Gewölbe sieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unsere Lampe in der Höhle zündete sich nicht von selbst an, und wenn wir nicht im Finstern sitzen wollten, mußten wir wohl auf sie Acht haben, und immer frisches Oel nachgießen. Und das Wassergefäß mußte auch immer frisch gefüllt werden, wenn wir nicht Durst leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuschneiden für Mühe koste, und was für ein richtiges Augenmaaß man haben müße, weiß ich gar gut. Daß dieß Alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menschenhänden könne gemacht seyn, begreife ich wohl. Wer aber Derjenige sey, der dieses Alles gemacht habe, das möchte ich eben wissen."

Jetzt — als der Knabe von der Größe, Schönheit und weisen Einrichtung der Welt so lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall seinen Blicken begegneten, gleichsam überwältigt war, und von Wißbegierde brannte, inne zu werden, wer denn dieser große Wohlthäter sey, von dem Alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu dem Knaben von Gott — von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen sagte ihm der Greis, daß Heinrich recht habe, daß Einer sey, der dieses Alles gemacht habe, und daß man diesen Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menschen das Leben gegeben habe — Gott, unsern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben diesen Morgen gewesen, als ihm die Sonne das erste Mal aufging und mit ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — so, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Muthe. Der Gedanke an Gott ging gleichsam als eine Sonne in seinem Innern auf, die ihn von Innen heraus erleuchtete und erwärmte, und ihm die ganze Welt umher in einem schönern, freundlichern Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebevollen Vaters sehen ließ.

„Ja, liebes Kind, fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, Gott ist Derjenige, der Alles, was du siehst, gemacht hat. Er hat jenes schöne, blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt sie uns die Wunder seiner Werke, und leuchtet uns bei unsern Geschäften; an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speisen an dem Feuer. Er läßt reichliches Wasser aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken herabtröpfeln, uns zu tränken und alles zu erfrischen. Er breitete auf unserm Fußboden den farbigen Teppich von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er gibt uns aus der rauhen Erdscholle reichliches Brod, und läßt aus den Bergen köstlichen Wein für uns hervorrinnen. Er beladet die Aeste der Bäume mit Früchten aller Art, und läßt uns in den grünen Thälern gleichsam Bäche von Milch fließen, und Felsen und hohle Bäume von Honig triefen. Er schuf den Baum, der uns mit seinem Schatten kühlt und mit seinem Holze wärmt. Er lehrte die Vögel ihre Lieder, mit denen sie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht ist. Er gibt alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er machte alles so schön, damit wir Freude an seinen Werken haben und Ihn lieben und dereinst zu Ihm kommen möchten — in noch viel schönere Gegenden, als du hier um uns her erblickest, wo wir dann bei Ihm noch größere Freuden haben werden. Und obwohl wir Ihn jetzt noch nicht sehen können, so siehet Er doch uns überall, und hört jedes unsrer Worte, und weiß sogar unsre Gedanken. Mit Ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unsre Schicksale. Er erlöste dich aus jener Höhle und ließ dich auf den Armen zu mir hieher tragen. Er ist unser größter Wohlthäter, unser bester Freund, unser liebreichster Vater.“

Heinrich hörte dem frommen Greise mit der größten Aufmerksamkeit und mit gerührtem Herzen zu, und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter diesen Gesprächen Nacht geworden, ohne daß der Kleine darauf geachtet hatte. Der Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel schwebte, leuchtete jetzt im reinsten Glanze, und stand, von unzähligen hellfunkelnden Sternen umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel, und man glaubte dann einen zweiten Himmel mit Mond und Sternen zu entdecken, und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume regte sich; es herrschte eine feierliche Stille. Ein neues, noch nie empfundenes Gefühl — das Gefühl der Andacht, der Anbetung, der Nähe Gottes regte sich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände und blickte zum Himmel und betete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob seine Händchen das erste Mal zum Himmel und sprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen floßen dem guten Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch schon so viel Gutes erwiesen habe. Und als der Greis das Gebet vollendet hatte, setzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke Dir auch noch, lieber Gott, daß Du mich aus meiner finstern Höhle befreit und zu diesem guten Manne geführt hast, der mir so viel Schönes und Erfreuliches von Dir erzählte.“

Vater Menrad nahm hierauf den Knaben bei der Hand und führte ihn in seine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Moose, über das er einen Teppich breitete, und deckte den Knaben mit seinem eigenen Mantel zu.

Eilftes Kapitel.

Eine Reise ins Gebirge.

Vater Menrad behielt den Knaben den Sommer über bei sich, um ihn noch mehr zu unterrichten, und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener

schlimmen Gesellschaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bei der einfachen Nahrung und der gesunden Bergluft würde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdischen Wohnung sehr blaß gemacht hatte, sich am besten erholen, und seine Eltern würden dann eine desto größere Freude haben. Heinrich fing auch bald an, wieder aufzublühen — schön und hold wie eine Rose am Strahle der Morgensonne. —

Gegen Mitte des Herbstes beschloß Vater Menrad, der ehemals weit umher gekommen war, und viele Städte gesehen hatte, seinen Wanderstab noch einmal zu ergreifen und unter die Menschen zurück zu kehren, um die Eltern des Kindes aufzusuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, ersucht, den Knaben zu sich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerst bringen.

An einem schönen, heitern Herbstmorgen, als kaum der Morgenstern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, ging mit ihm zur Kapelle, und verrichtete ein inbrünstiges Gebet, daß Gott diese Reise segnen wolle. Nachdem sie hierauf ein Frühstück genommen, und sich mit Lebensmitteln auf die Reise versehen hatten, machte Menrad sich auf den Weg, und Heinrich begleitete ihn voll Freude. Sie gingen lauter einsame Fußsteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern besucht werden. Gegen Mittag kamen sie an eine Felsenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier setzten sie sich in den Schatten, um auszuruhen, und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbei, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küssen. Der kleine Heinrich sprang auf und schrie voll Verwunderung laut: »Je, ein kleiner Mensch, wie ich! O, das ist schön! Das hab ich noch gar nicht gewußt, daß es noch mehrere kleine Menschen gebe; ich glaubte, ich sey der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehst mit uns?« Der Hirtenknabe erbot sich, dem Vater Menrad die Reisetasche zu tragen. Sie gingen mit einander weiter und Hein-

rich redete mit dem Hirtenknaben so angelegentlich, daß er beinahe auf sonst nichts mehr achtete.

Hierauf kamen sie in ein kleines grünes Thal zwischen hohen Felsen, wo eine Heerde Schaafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reiste. Heinrich hatte über ein Paar kleine Lämmchen, die erst ein Paar Tage alt waren, eine ganz unbeschreibliche Freude, und streichelte sie unter allerlei süßen Benennungen.

Indeß schaute sich der Greis nach dem Hirten um. Seitwärts unter einem überhängenden Felsen, aus dem eine klare Quelle hervorbrach, sah er das Hirtenmädchen sitzen, das in einer Hand den Hirtenstab, und in der andern, zu seiner Verwunderung, ein Buch hielt, und ganz in das Lesen vertieft schien. Er ging zu ihr hin. Sie war weißgekleidet und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Gesichtsbildung war sehr sanft, und in ihrer Miene bemerkte man eine stille Schwermuth. Sie hatte den Vater Menrad noch nie gesehen; allein sie erkannte ihn sogleich aus der Beschreibung, stand auf und grüßte ihn freundlich und mit sichtbarem freudigem Vertrauen.

Menrad sagte zu ihr: „Du mußt diese Heerde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem sie gehört, kürzlich sprach, sagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß sie schon mehrere Jahre im Gebirge die Schaafe hüte; allein in den Dienst dieses guten Mannes sey sie erst vor drey Tagen gekommen. „Woher bist du denn, fragte er weiter, und warum bist du so traurig?“ Das Mädchen brach sogleich in Thränen aus. „Ach, sagte sie, ich bin weit her. Eine jugendliche Unbesonnenheit hat mich in das größte Unglück gestürzt. Ich war bei einer sehr guten Herrschaft im Dienst; aus Leichtsinn ließ ich ihr einziges, liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Da ward es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bei dieser guten Frau nicht mehr aushalten, und ihre Leiden nicht mehr ansehen, und flüchtete mich ins Gebirg. Hier lebe ich nun in dieser Einsamkeit, und bete täglich zu Gott, Er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen, und

den unbeschreiblichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott wird sich ja doch noch meiner Thränen erbarmen, die nur Er und diese Felsen hier fließen sehen."

Vater Menrad sagte mit gerührter Stimme: "Ich denke, Gott hat dein Gebet diesen Augenblick erhört." Er zog das Portrait von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reise genommen hatte, zeigte es dem Mädchen und sprach: "Kennst du dieses Bildniß?" Das Mädchen schrie vor Schrecken und Freuden laut aus: "O Gott! das ist das Bildniß der Gräfin von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!"

Auf den Schrei des Mädchens kam der kleine Heinrich herbey gesprungen. Er betrachtete die neue Gestalt mit starren Augen, sagte voll Mitleids: "Was weinest du und was fehlt dir? Bist du vielleicht hungrig? Sieh, da hast du Brod und zwei Aepfel, iß!"

Menrad aber sprach zu dem Mädchen: "Sieh, dieser Kleine ist das Kind, das zugleich mit dem Bildnisse geraubt wurde." Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenschrecken ihr das Herz. Sie sank auf die Knie, und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: "Ja, guter, barmherziger Gott, Du hast mein Gebet, das ich Tag und Nacht zu Dir hinauf schickte, erhört! O sieh jetzt auch meinen Dank gnädig an, aussprechen kann ich ihn nicht!" Und hierauf umarmte sie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. "O grüß dich Gott, liebster Heinrich, sagte sie; so hat dich denn Gott uns wieder geschenkt! O, bist du es denn wirklich, oder träumte ich nur? — Ja, du bist es; du siehst deinem Vater so ähnlich, wie ein Thautropfen dem andern! O wie wird sich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch; sieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter."

Vater Menrad wischte sich eine Thräne ab, und sagte: "Sey gepriesen, guter Gott! Deine heilige Vorsicht waltet sichtbar über diesem Kinde. Du trocknest die Thränen dieser armen Jungfrau, die ohne Unterlaß zu

Dir hinauf weinte. Du schenkest guten Eltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du krönest sogleich meine ersten Tritte mit Segen, und ersparest mir altem Manne lange Nachforschungen. Deine Huld und Erbarmung sey mir ewig gepriesen!"

Menrad ging hierauf mit Heinrich und Margaretha zur Hütte des braven Bauers, die nur ein halbes Stündlein entfernt war. Der kleine Ziegenhirt übernahm es, einstweilen die Schaafe zu hüten.

"Ist dieß mein Vater und meine Mutter?" fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerin ihnen an der Hüttenthüre voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm sehr leid, als er hörte, sie seyen es nicht. "Sie sind so freundlich! sagte er. Mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher seyn. Ich wäre gleich bei ihnen geblieben." Sie aßen hier einiges Wenige; dann setzten sie, von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Hausvaters, begleitet, ihre Reise weiter fort, kamen gegen Abend aus den Bergen herab in ein weites Thal, wo Heinrich über die vielen Häuser des großen Dorfes sehr erstaunte, und fuhren mit Anbruch des Morgens auf einem Bauernwagen, den der wackere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung, etwa in drei Tagen in Eichenfels einzutreffen.

Zwölftes Kapitel.

Der unerwartete Besuch.

Den ersten Tag ließ sich die Reise sehr gut an. Das Fahren und die vielen Ortschaften, Schlösser und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbei flogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und so oft er wieder ein Ritterschloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels sey.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen sie an einen dicken Wald. Die Wege waren so schlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob sich ein fürchter-

licher Sturmwind, und der Regen stürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein, und es wurde sehr finster. Sie waren genöthigt, in einem Wirthshause mitten im Walde, der wegen Räubereien sehr verschrien war, zu übernachten. Indeß aßen sie etwas zu Nacht, und begaben sich zur Ruhe, um morgen recht frühe aufbrechen zu können. Müde von der Reise schliefen alle bald ein; nur Menrad, der den kleinen Heinrich zu sich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf, und kniete bis gegen Mitternacht an dem Tische, auf dem ein Kerzenlicht braunte, und las und betete.

Da entstand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hause. Mehrere rauhe Männerstimmen ließen sich hören. Es wurde mit Gewalt an die Hausthüre und Fensterläden gepocht. Alles im Hause fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus seiner Kammer. „Ach Gott! rief ihm Gretchen entgegen; ich fürchte, es sind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen.“ Menrad befahl ihr, zu schweigen, und ging hinunter. Auch die Wirthsleute schienen sehr erschrocken und sagten, sie getrauten sich nicht, die Thüre zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in Einem fort, und drohten, die Thüre zu zerbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Muthes war, sagte: „Die Thüre kann uns nicht schützen; Gott aber wird unser Schutz und Schirm seyn. In seiner Hand sind wir alle. Laßt uns sehen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können.“

Er öffnete die Thüre; vier baumstarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein, und einer derselben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müssen alle Stuben und Kammern des Hauses in Augenschein nehmen, sagten sie; unser Gebieter wird mit mehreren Leuten sogleich nachkommen, und das ganze Haus muß ihm zu Gebot stehen.“ Menrad fragte, wer denn ihr Gebieter sey? — und ihre Antwort versetzte ihn in ein eben so großes als angenehmes Erstaunen. Es war Graf Friedrich von Eichenfels, Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten seine Dienstleute, nachdem er gar schwer

verwundet, von seiner Wunde aber wieder hergestellt worden, das Heer nicht verlassen, sondern mitstreiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede sey nun zu Stande gekommen, und der Graf sey wirklich mit ihnen und seinen übrigen Leuten, die nicht an der türkischen Gränze begraben worden, auf dem Heimweg. Die Nachricht, daß es Friede sey, erfüllte alles mit Freude. Alle im Hause beeiferten sich, die braven Krieger zu bedienen. Diese wurden auch sehr freundlich und zutraulich, und entschuldigten ihr voriges ungestümes Betragen mit der schlechten Witterung. In einem solchen schrecklichen Sturm und Platzregen, sagten sie, sey es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gern lange vor der Hausthüre stehen möge. Auch erzählten sie, sie hätten sich in dem finstern Walde verirret, und das Haus sicher nicht gefunden; allein das brennende Licht habe ihnen zum Leitstern gedient, und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umstand, daß die brennende Kerze, bei der Menrad noch so spät betete, den Grafen hieher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in Allem die Spuren der göttlichen Vorsehung zu sehen, sehr rührend, und er dankte Gott herzlich für diese glückliche Fügung.

Dreizehntes Kapitel.

Freude eines edlen Vaters.

Indeß kam der Graf an, ein großer, ansehnlicher Mann, von sehr edler Gesichtsbildung und einnehmendem, sanften Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad sogleich mit auf sein Zimmer, hieß ihn Platz nehmen, befahl von seinem eigenen Weine zu bringen, schenkte dem edlen Greise das erste Glas ein, trank auf seine Gesundheit, und hieß ihn nach altdeutscher Sitte mit dem Glase anstoßen.

„Seyd mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater! sagte der Graf. Nach einem solchen Ritte und bei

solchem stürmischen Wetter unter Dach und in eine warme Stube zu kommen, ist angenehm. Aber dennoch ist mir der Anblick eures frommen, treuherzigen Gesichtes noch lieber, und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß euch nun sogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute sind, wie ihr seht, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimath zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in dieser Welt oft so geht! bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es steht bei mir zu Hause nicht alles so recht, wie es seyn soll! Meine Gemahlin ist zwar gesund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich sehr bekümmert. Meine Gemahlin schrieb mir schon lange Zeit her nichts Bestimmtes von ihm, und erst in ihrem letzten Schreiben meldete sie mir, ich werde ihn in dieser Welt wohl nicht mehr sehen. — Ihr seyd mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad; denn ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr seyd eben auf der Reise, und vielleicht weit herum gekommen. Wißt ihr nicht, wie es in Eichenfels steht? Wenn ihr mir keine gute Auskunft geben könnet, so gebt mir wenigstens Trost."

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichsten Gesichte von der Welt: "Da kann ich euch die allerbesten Nachrichten geben. Euer Sohn ist gesund, und der liebenswürdigste Knabe, den ich in meinem Leben gesehen habe." "Ihr kennet ihn?" rief der Graf sehr begierig. "O sehr wohl! sagte Menrad. Indeß hat sich mit dem Kinde, während ihr im Felde waret, allerlei zugetragen." Menrad erzählte dem erstaunten Grafen alles, was er von der Geschichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm, zu mehrerer Bestätigung, das schöne Bildniß der Gräfin. "Ja, das ist sie, sagte der Graf, nach dem Leben getroffen. Ob sie wohl jetzt noch so blühend aussieht? Ach, die arme Frau hat vieles, vieles ausgestanden! — Aber wo ist der Knabe denn jetzt?" Hier im Hause!" sagte Menrad. "Hier im Hause!" rief der Graf, und fuhr auf, daß der Stuhl umstürzte. O warum hast

du mir dieses denn nicht sogleich gesagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm."

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tische, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bette seines Sohnes. Der Kleine schlief so sanft wie die Unschuld, und sah so schön aus, wie ein Engel. Der Graf konnte ihn an dem Glanze des Lichtes nicht genug betrachten. "Da trifft es wohl recht zu, sagte Menrad, Gott gibt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf." Dem Grafen aber traten Thränen in die Augen. "Mein Gott, sagte er, als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt ist er ein holder Knabe. O meine gute, liebevolle Gemahlin! Jetzt erst verstehe ich deine Briefe, und danke dir für die Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer erspartest. Heinrich, liebster Heinrich! rief er hierauf und nahm den Knaben bei der Hand, und küßte ihn sanft, wache auf, siehe, dein Vater ist da!" Der kleine Heinrich rieb sich die Augen, starrte seinen Vater an, und konnte nicht sogleich aus dem Schlafe kommen. "Du bist es?" sagte er endlich voll Freude und mit dem freundlichsten Lächeln: "o grüß dich Gott, liebster Vater! Ist meine Mutter auch bei dir?" Der Graf nahm den Kleinen in seine Arme, und weinte die süßesten Thränen. "Gottes heilige Vorsicht hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind, sprach er. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dich wieder mir schenkte." "Ich auch nicht, sagte Heinrich. O der gute Gott! Er ist doch gar so liebreich und freundlich gegen uns, daß Er uns solche große Freuden macht." Der Graf war höchst erfreut, und als der Knabe erst vollends wach und munter geworden, so hatte er über seine natürlichen lebhaften Antworten und Fragen ein Entsetzen, das gar nicht zu beschreiben ist. "O Menrad, sagte er, wie vielen Dank bin ich euch schuldig! Meine ganze Grafschaft wäre zu wenig, euch für den Unterricht, den ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen."

Margaretha war indeß auch in die Kammer gekommen und stand schüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte sie freundlich, bot ihr die Hand, und sprach ihr Muth

ein. „Aber die Räuber, fuhr er mit großem Unwillen fort, sollen mir ihre Missethaten schwer büßen! Er gab noch in der Nacht den Beherztesten seiner Leute Befehle und Vollmachten, sie in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen, und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann sprach er wieder mit seinem Sohne, und wäre die ganze Nacht bei ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß sie alle des Schlafes bedürfen, um morgen bei Zeit, und frisch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

Vierzehntes Kapitel.

Die getröstete Mutter.

Die gute, edle Gräfin lebte indeß auf ihrem Schlosse Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmerniß. Sie hatte die Friedensbotschaft sogleich vernommen, und hoffte nun ihren Gemahl bald zu sehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, du mein Gott, sagte sie, ich bin doch recht unglücklich! Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unaussprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut sich auf die Zurückkunft ihres Mannes — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die schreckliche Geschichte beibringen! O für uns beide schlägt in dieser Welt wohl keine freudige Stunde mehr!“ Es war ihr immer ganz unbeschreiblich bange. Sie fand nirgends Rast und Ruhe. Sie ging bald von einem Zimmer in das andere, bald in ihre Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo sie ging und stand, betete sie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebete, in dem Gedanken, daß Gott alle Schicksale der Menschen lenke, und die verworrensten Begebenheiten zu einem glücklichen Ausgange leiten könne, fand sie allein Beruhigung.

„Du guter Gott, sagte sie, da sie sich eben wieder in die dunkelste Laube des Gartens zurückgezogen und lange schmerzlich geweint hatte, o erbarme Dich doch meines Gemahls — mache Du dieser meiner schrecklichen

Qual ein Ende — denn Du kannst es allein! O laß unser Wiedersehen in Freude seyn! Du hast aus den weisesten Absichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in der Welt zerstreut — o, schenke uns unser liebes Kind wieder und führe uns alle drei wieder zusammen. Du hast schon unzählige Thränen getrocknet — o trockne auch die meinigen! Du bist ja der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln, ist Dein liebstes Geschäft. O Vater, Vater, liebster Vater, so sündig ich bin, so bin ich doch auch Deine Tochter, und darf Dich Vater nennen — und nenne Dich auf das Geheiß Deines Sohnes getrost Vater. O Du liebst mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre — höre mich, und verstoße Dein Kind, Deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich."

Indem sie so betete, hörte sie einen Fußtritt. Sie blickte auf — und sieh, Margaretha, die eben mit der übrigen Gesellschaft angelangt war, kam den langen, düstern Bogengang des Gartens herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl von Hoffnung fiel in das Herz der Gräfin, als sie Margarethen erkannte und das heitere Gesicht des Mädchens erblickte; es war ihr, als sähe sie einen Engel des Himmels. "O beste, gnädige Gräfin, fing Margaretha an, ich bringe euch die fröhlichsten Nachrichten von eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet ihr ihn wiedersehen." Margaretha hatte kaum angefangen zu erzählen, so trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfin auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten. Der kluge Mann wußte Alles sehr weislich einzulenken. Die Gräfin war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu sehen, und führte Vater Menrad in das Zimmer, das sie einst mit Heinrich bewohnt hatte.

Als sie nun die Thüre öffnete, sieh, da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: "O mein Gemahl! O mein Kind!" und sank dem Grafen in die Arme. Sie weinte lange sprachlos, und

benetzte bald das Angesicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den süßesten Thränen. „Nun will ich gerne sterben, sagte sie endlich, da ich dieß noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott Alles zu lenken? Ich zitterte, dir liebster Gemahl, ohne unsern lieben Heinrich entgegen zu kommen, und nun bringst du im ersten Augenblicke des Wiedersehens ihn mir auf deinen Armen entgegen! — O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß du diese schreckliche Geschichte so freudig geendet hast! Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende Alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe bist du indeß geworden! O mein Gemahl, welch ein seliges Wiedersehen hat Gott uns allen Dreien bereitet! Er hat uns alle Drei von einander getrennt; Er hat uns wunderbar wieder zusammen geführt. Ihm sey Anbetung, Lob und Dank!" Alle Drei weinten Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott; Margaretha weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigst bewegt, sich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem sich die erste ungestüme Freude etwas gelegt hatte, fing Heinrich an, der Mutter seine Geschichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit, und die Mutter mußte bald weinen und bald lächeln. Besonders lebendig schilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felsenriß das erste Mal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung sprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblicke, da Vater Menrad ihm das erste Mal von Gott sagte, und es standen ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen. „Wahrhaftig, sprach der Graf, ich wünschte bald, meine Kindheit auch in einer solchen Höhle zugebracht zu haben. Wir sind des Anblickes der herrlichen Werke Gottes zu gewohnt, und Gewohnheit ist der Tod alles geistigen Lebens. O daß wir Gottes Werke auch so, wie Heinrich, auf einmal und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden sie auf uns machen! Du guter

Gott, wie würden wir über Deine Macht erstaunen, Deine Weisheit bewundern, uns Deiner Güte freuen — wie würden wir es bei dem Anblicke Deines schönen Himmels und deiner wundervollen Erde fühlen: Was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen!"

Die Gräfin sagte: "Wie es dem guten Heinrich war, als er aus seinem unterirdischen Aufenthalte das erste Mal auf Gottes schöne Erde herauf kam, so wird es uns einmal seyn, wenn wir aus diesem Erdenleben in den Himmel versetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen und Lämmer und Bäume, an denen er in seiner Höhle doch manche Freude hatte — nur sehr unvollkommene Abbildungen dieser herrlichen Werke Gottes selbst waren, so mögen wohl alle sichtbaren Schönheiten und alle Freuden dieser Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden des Himmels seyn. Nur die Freude auf Erden, unsere Geliebten nach langer, schmerzlicher Trennung wieder zu sehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unsere Geliebten dort wieder zu sehen; denn wirklich fühle ich mich in dieser Stunde des Wiedersehens so selig, als wäre ich bereits in dem Himmel!"

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gute belohnt, das Böse bestraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die sie glücklich in der Höhle beisammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zwei und zwei zusammen-geschlossen. Ein Wagen mit Kisten, worin sich lauter geraubte Kostbarkeiten befanden, folgte dem Zuge, und zu oberst auf dem Wagen saß die alte Zigeunerin. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgesucht; denn da sie die eiserne Thüre fest verschlossen fanden, und der Felsenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchst baufälliger gefährlicher Gang, in den sie sich nie hinein gewagt hatten, dahin führte: so glaubten sie, Heinrich sey entweder

in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen, oder von einem eingestürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher sehr erstaunt, als sie bei ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben seinem Vater unter dem Schloßthore stehen sahen, und sie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiserne Thüre heraus gekommen. „Wir glaubten, brummte der Hauptmann voll Verdruß, kein Mensch in der Welt sey uns an List und Tapferkeit gewachsen, und nun muß uns sogar ein Kind überlisten und uns in Ketten und Bande bringen. Das ist sehr ärgerlich. Nun sehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte. Wenn der Dieb reif ist, so holt ihn ein hinkender Büttel ein.“ Jener Musikant mit dem Hackbrette, der sich auch unter ihnen befand, sprach bei sich selbst: „Wir raubten dieses Kind, damit es uns dereinst zur Rettung dienen möge; allein, nun gereicht gerade dieses Kind uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die sagen: Wer Böses thut, findet am Ende immer, daß er sich verrechnet habe.“ Der Jüngling, der gegen den kleinen Heinrich immer so freundlich und gefällig gewesen, und kein ganz verdorbenes Gemüth hatte, sagte: „Das hat Gott so gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod seyn wird. Gott zeigt auch hier wieder seine Macht, die Unschuld zu retten und die Schuldigen zu strafen. Nun geht es an uns allen in Erfüllung, was mir meine Mutter immer gesagt hat: „Wenn sich der Böse auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, so wüßte ihn Gottes strafende Gerechtigkeit doch zu finden und zur verdienten Strafe zu ziehen.“

Als Heinrich den Jüngling in seinen Ketten unter den Räubern erblickte, ging es ihm sehr zu Herzen, und er bat seinen Vater inständig, dem armen Menschen, der ihm so viel Gutes erwiesen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf sagte, er könne für jetzt noch nichts versprechen; er werde ihn aber so gelinde behandeln, als es in seiner Macht stehe. Da sich bei dem Verhöre fand, daß der junge Mensch niemals Blut vergossen, und mehr der

Diener der Räuber, als selbst ein Räuber gewesen sey, so wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er so lange, bis er hinreichende Beweise von aufrichtiger Besserung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geschickt werden solle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh sagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, wie nicht, Böses unbestraft bleibt, so wird auch alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe hast du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde gethan hast, will ich dir an deiner armen Mutter vergelten. Halte dich gut und mache, daß ich dich bald zu ihr zurücksenden könne.“ — Die übrigen Räuber bekamen indeß alle den blutigen Lohn, den sie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerin kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde den Eigenthümern, die man noch entdecken konnte, zurückgegeben; von dem Uebrigen aber auf Verwendung des Grafen ein großes Waisenhaus gebaut. — Margaretha blieb in den Diensten der Gräfin, wie vorher, und hatte nun nach langem Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Georg hatte man wegen seines Leichtsinns und seiner Nachläßigkeit längst fortjagen müßen; er hatte sich überdieß noch dem Trunke und andern Schlechtigkeiten ergeben, und war in seinen schönsten Jugendjahren bereits an der Auszehrung gestorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reiste, von dem Grafen reichlich beschenkt, wieder zu seinen Eltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gerne für immer auf seinem Schlosse behalten. Er blieb zwar noch einige Zeit; allein er ließ sich nicht bewegen, seine Einsiedelei ganz mit einem gräflichen Schlosse zu vertauschen. „Ich will den Rest meiner Tage vollends Gott widmen, sagte er, und das glaube ich am besten in der Einsamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt, und weiß aus Erfahrung, was an ihr ist. Sich auf die bessere Welt vorbereiten, ist das Beste, was wir in dieser thun können.“ Der ehrwürdige Greis

segnete bei dem Abschiede, der sehr traurig war, den Grafen, die Gräfin und den kleinen Heinrich, der sich fast nicht von ihm wollte trennen lassen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er stieg ein, blickte alle noch einmal liebreich an, und sprach noch, bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl, und der Friede Gottes sey mit euch. Im Himmel sehen wir uns wieder!“

Inhalt.

Erstes Hundert.

	Seite
Gott	5
Der gute Vater	6
Die fromme Mutter und ihre Söhne	7
Die zwei Geschwister	8
Der Sonnenschein	9
Der Regen	9
Der Regenbogen	10
Der Wiederhall	10
Die Quelle	11
Die Blume	12
Die Aepfel	12
Die Birne	13
Die Nuß	13
Die Nußschaale	14
Der grüne Zweig	14
Das kostbare Kräutlein	15
Die Rübe	15
Der Kohlkopf	16
Die Schwämme	17
Der Kürbis und die Eichel	17
Die Eichel und die Weide	18
Der Eichbaum	18
Der Acker	19
Die Kornähren	20
Die Erbsen	20
Die Linsen	21
Der Lein	21
Der Schatz im Acker	22
Der Gränzstein	23
Der Weinstock	24
Der Weinberg	24
Die Singvögel	25
Das Kanarienvögelein	26
Der Staar	26
Der Haushahn	27

	Seite
Die Henne	27
Das große Vogelnest .	27
Die Bienen	28
Die Fliegen und die Spinnen	29
Der große Fisch . . .	29
Das Hündchen . . .	30
Die Schaafe	31
Das gestohlene Pferd .	32
Der große Ochs . . .	33
Der Esel	33
Der Maulesel . . .	34
Der Affe	35
Der Bär	35
Der Wolf	36
Der Löwe	37
Das Gold	37
Die Perlen	38
Die Edelsteine . . .	39
Die Kieselsteinchen .	40
Der Stein	40
Der Sack voll Erde .	41
Der Bauernhof . .	42
Die sonderbare Mauer	42
Das Brod	43
Das Stück Fleisch .	44
Die Gewürze . . .	45
Das seltene Gericht .	45
Das zerbrochene Hufeisen	46
Der Hufnagel . . .	47
Der goldene Angel .	47
Die Hirtenflöte . .	48
Der Quersack . . .	49
Die sieben Stäbe . .	49
Der Spiegel . . .	50
Das Portrait	50
Das schönste Kleid . .	51
Die goldene Dose . .	51
Die silberne Taschenuhr	52
Der Geldbeutel . . .	53
Der große Thaler . .	54
Das Kreuzchen . . .	55
Das Wunderkästchen .	56
Der betende Prinz . .	57
Der fromme Hirtenknabe	58
Der kleine Korbmacher	59
Die kleinen Schiffer .	60
Der Blinde	61
Die zwei Wanderer . .	61
Der Köhler und der Bleicher	62
Der Müller und sein Esel	62
Der Jäger und sein Hund	63
Das stolze Fräulein . .	64
Die Bettlerin	65
Der Schweindieb . . .	65
Die drei Räuber . . .	66
Der Menschenfresser . .	67
Der Arzneikrämer . .	68
Der Schatzgräber . . .	69
Das Gespenst	70
Der Pilger	70
Der Einsiedler	71
Das verstorbene Fräulein	72
Die Erbschaft	72
Das Lächeln im Tode .	73
Die Freunde nach dem Tode	74

Zweites Hundert.

Das betende Kind . .	76
Das junge Apfelbäumchen	77

	Seite
Der große Birnbaum	78
Die Erdbeeren	79
Die Kirschen	80
Die Pflaumen	81
Die Weintrauben	82
Die Kastanien	83
Der Apfel	83
Die goldenen Nüsse	85
Die Nußschaale	85
Das Rosenstöckchen	86
Die Rose	87
Die Lilie	87
Die Nelke	88
Die Maiblümchen	89
Die Veilchen	90
Das Vergißmeinnicht	90
Die Resede	91
Das Blumenkörbchen	91
Der Blumenkranz	92
Die schöne Purpurfrucht	93
Der Goldstrauch	94
Das Mohnkörnlein	94
Die Kürbisse	95
Der Kohl	96
Reis und Stroh	97
Der Splitter	98
Der schöne Eichbaum	98
Die Rosen und die Bienen	100
Der Haushahn	100
Die Henne	101
Die Tauben	102
Die Schwalben	103
Die Spatzen	103
Die Emmerlinge	104
Die Meise	105
Der Kukuk	106
Das Rebhühnernest	107
Der Papagei	107
Das schöne Reitpferd	108
Das Füllen	108
Die Kuh	109
Die Kuhschelle	110
Der Ziegenbock	112
Der Hirsch	113
Die Karpfen	113
Die Eidechse	114
Die Sonne	115
Der Mond	116
Der schönste Stern	117
Das Donnerwetter	117
Das Regenbogenschüsselein	118
Die vier Elemente	119
Die Perlenschnur	120
Der Taffet	121
Der Spiegel	123
Der Zauberring	123
Das neue Kleid	125
Der Mantel	125
Die Schuhe	126
Der Schuhnagel	127
Das Strickkörbchen	128
Die Strickarbeiten	129
Das Garn	130
Die Kette	130
Der Strick	131
Zweierlei Trinkgläser	131
Die Suppe	132
Die Milch	133
Wasser und Brod	134
Die bezauberten Eier	134
Die gebratene Gans	135
Das Morgengebet	136
Das Abendgebet	137
Die Mutterthräne	138
Die Hausmittel	138
Das Geburtstaggeschenk	139

	Seite		Seite
Die Namensunterschrift	140	Der Hausdieb . . .	147
Der Reichthum . . .	141	Der junge Fischdieb	148
Das wohlangewandte Geld	141	Der Räuber	149
Der Jahrmarkt . . .	142	Der Horcher	149
Die Masken	143	Die Näscherin . . .	150
Der Schatz im Walde.	144	Die guten Nachbarn	151
Der Hirtenknabe . .	144	Der Hufschmied . . .	151
Das geschickte Dienstmädchen	145	Der Gefangene . . .	152
Der wohlthätige Gärtner	146	Der Blinde	153
Der Gartendieb. . . .	147	Der Taube	153
		Der Mohr	154
		Das bessere Land . .	155

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam 157

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph von, 1768-1854

Ausgewählte Schriften

Bd.: 1.

Reutlingen 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 317 -1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279569-1